Lehre und Wehre.

Jahrgang 40. Februar 1894. No. 2.

Der Kampf um das Sola Gratia.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Herr Dr. Schmidt hat uns aufgefordert, offen zu sagen, wann und wo er der Wahrheit, daß der Mensch aus Gnaden selig wird, widersprochen habe. Wir haben in der vorigen Nummer dieser Zeitschrift den geforderten Nachweis dem Anfange nach geliefert und fahren nun fort, wo wir stehen geblieben sind, im Jahre 1885.

In einem Briefe vom 3. Juli des besagten Jahres, den Prof. Stellhorn den Lesern der Columbuser „Kirchenzeitung" schleunigst zu lesen gab mit der Bemerkung: „Wir freuen uns deshalb, ihnen das nachstehende Schreiben Dr. Schmidts vorlegen zu können", berichtet Dr. S. über Verhandlungen in der Norwegischen Synode und sagt u. a. Folgendes:

„Wir Antimissourier hielten fest, daß jedem Berufenen von dem Augenblick seines Berufes an der Weg zum Himmel offen steht. Er hat natürlich nicht sofort alle Güter, Gaben, Kräfte u. s. w., welche ihm auf dem Wege zur Seligkeit zu teil werden sollen; er hat aber einen offenen Zugang durch die Gnade des Berufes zu allen Heilsgütern und Gnadenkräften, die zum Seligwerden nötig sind. Etwa wie der, welchem ein Reisebillet (ticket) von einem Ort hier im Westen Amerikas bis nach dem fernen Europa geschenkt wird, damit die brauchbare Möglichkeit erhält, die ganze Reise bis zum Ziele zu machen. Der Gnadenruf Gottes ist jedem einzelnen Sünder gegenüber ein vollständiger; er umfaßt alle Glieder der Heilskette. Gott beruft immer zur ewigen Seligkeit und zu allen Gütern und Gaben, die dazu nötig sind, die Seligkeit zu erlangen. Aber freilich, es bekommt der Berufene nicht alle einzelnen Gnadengüter und Gnadenkräfte gleichsam auf einen Haufen oder im ersten Augenblicke seiner Berufung. Die Heilsordnung zeigt die Stufen der Gnadenwirkungen an, wie dieselben auf einander folgen. Ob nun alle Stufen eintreten oder nicht, oder wie viele eintreten, das hängt nicht allein von Gottes gnädigem Willen ab; denn dann würden alle Menschen selig, weil Gott will (ernstlich will), daß allen

Menschen geholfen werde und alle zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. Gott setzt den Menschen durch seinen Beruf in die Notwendigkeit einer Wahl: der Berufene muß entweder kraft der angebotenen Gnade den Beruf annehmen und sich selig machen lassen, oder er muß ihn ausschlagen. Eins von beiden muß der Berufene (Getaufte) thun. Etwa wie wenn ein Reicher, der einem Bettler hundert Thaler als Geschenk darbietet, diesen damit nötigt, zu wählen: Willst du sie haben, oder willst du sie nicht haben? So spricht Gott selbst (ohne den unfehlbaren Papst oder Reformator in St. Louis erst um Erlaubnis zu fragen): ‚Ich nehme Himmel und Erde heute über euch zu Zeugen; ich habe euch Leben und Tod, Segen und Fluch vorgelegt, daß du das Leben erwählest.' 5 Mose 30, 19. (Vergleiche übrigens Dr. Walthers Lehre in der guten alten Zeit: „Ihr wißt den Weg, der zum Leben, und den, der zum Tode führt; so sollt ihr euch nun auch **entscheiden,** welchen Weg ihr gehen wollt. Ihr kennet den Unterschied zwischen Gott und der Welt, zwischen Christo und der Sünde; so sollt ihr nun auch erklären, was ihr **wählen** wollt. . . . Vor euch öffnet sich der lichte Weg des Lebens und der dunkle, grauenvolle Weg des Todes; und ihr sollt euch nun **selbst entscheiden,** welchen ihr gehen wollt.' Postille S. 139. 140.)

„Diese doppelte Möglichkeit, welche Gott dem Menschen durch seinen Gnadenruf setzt, macht unseren norwegischen Missouriern schrecklich zu schaffen. Leugnen können sie sie nicht, wagen sie nicht zu thun; zugeben aber, daß der Mensch (der ‚Berufene') nun eins von beiden thun kann: entweder dem Gnadenrufe durch die angebotene Gnade folgen, oder denselben von sich stoßen, das will auch nicht gehen; denn dann fällt ja die ganze schöne missourische Theorie über den Haufen. Dann müßte am Ende der Berufene wirklich selber ‚wählen', selber ‚sich entscheiden', welchen Weg er gehen wolle, ob den des Lebens oder den des Todes (wie das Dr. Walther vor 35 Jahren völlig schriftgemäß mir und anderen Confirmanden als an Gottes Statt stehend und redend einschärfte). O welche schwere Not! Dies unvermeidliche ‚Entweder-Oder', welches Gott dem Berufenen setzt — wie sich nicht leugnen läßt, wenn man nicht ganz und gar Calvinist sein will! — nötigt am Ende doch zu der Annahme, daß der Berufene kraft des wirksam-kräftigen und ernstlichen Gnadenrufes eins von beiden wählen und sich selbst entscheiden muß, ob er den schmalen Weg gehen will, der zum Leben führt, oder den breiten, der zur Verdammnis führt? Und bliebe hier auch nur ein Stäubchen Wahl oder Selbstbestimmung auf seiten des Berufenen, wo bliebe dann der St. Louiser Abgott: die rücksichtslose Vorherbestimmung zum ganzen Wege?"[1] —

Wir haben Herrn Prof. Schmidt über den Punkt, den er hier wieder als „Hauptpunkt" bezeichnet und behandelt, ausführlich gehört. Er ist

1) „Luth. Kirchenzeitung" Jahrg. 26, No. 14.

auch hier wie in seinem eigenen Streitorgan ein Bekämpfer der in Missouri anerkannten Lehre von der Bekehrung. Warum? Weil sie „kein Stäubchen Wahl oder Selbstbestimmung auf seiten des Berufenen" gelten läßt als mitbestimmend zu seiner Bekehrung. Daß es sich auch hier bei Schmidt wieder um das Verhalten des Menschen in der Bekehrung handelt, ist ersichtlich aus seinen eigenen Worten, wenn er diesen Theil seines Briefes einleitet: „Die Hauptfrage war nun: Was richtet dieser Beruf aus, wo er zu Sündern kommt? Richtet er aus, daß sie allesamt sich bekehren und selig werden können?" Und das Verhalten, welches er dem Menschen im Werke seiner Bekehrung zumißt, ist nicht etwa ein mere passive se habere, sondern ein „wählen", ein „sich entscheiden", ein „Annehmen", ein „Thun". „Eins von beiden muß der Berufene thun", sagt er; „er muß sich selbst entscheiden, ob er den schmalen Weg gehen will, der zum Leben führt, oder den breiten, der zur Verdammniß führt." Um dieselbe Zeit, da Prof. Schmidt jenen Brief nach Columbus schrieb, schrieb er auch folgende Worte, die er unter demselben Datum, unter welchem die Nummer der „Kirchenzeitung", die seinen Brief brachte, erschien, in seinem Streitorgan veröffentlichte:

„Ja, ja, das ist also das Schreckliche an unserer antimissourischen Lehre, daß wir auch für den noch unbekehrten Menschen eine Predigt, Unterricht und Vermahnung haben, er habe etwas zu thun, er könne etwas thun, und er müsse etwas thun, wenn er nicht in seinem unbekehrten Zustande bleiben und verloren gehen wolle. An Gott liegt der Mangel freilich nicht, sondern an dem unbekehrten Menschen. Gott sagt ja: Was sollte man doch mehr thun an meinem Weinberge, das ich nicht gethan habe? Es. 5, 4. Wenn nun Gott nichts mehr zu thun hat, wer anders als der unbekehrte Mensch selber ist es, der seinerseits etwas zu thun hat, um bekehrt und selig zu werden?"[1])

Da hebt Prof. S. das „Thun", das er dem „unbekehrten" Menschen zuweist, selber mit Nachdruck hervor, ein Thun, das zu Gottes Thun im Werke der Bekehrung hinzukommen muß, damit der Mensch „bekehrt und selig" werde. Es ist ihm also wirklich Ernst damit, daß Gottes Thun nicht genug sei, daß des Menschen „Bekehrung und Seligkeit" „nicht allein von Gott abhänge", daß die Sola Gratia, die doch wohl ganz auf Gottes Seite liegen wird, zur wirklichen Bekehrung und Seligmachung des Sünders nicht hinreiche, sondern des Sünders, des unbekehrten Menschen „Thun" dazukommen müsse. Und wie Prof. Schmidt dem „unbekehrten Menschen" etwas zuweist, das nur in dem Bekehrten statthaben kann, gibt er damit an den Tag, daß er des sel. Prof. Walther Confirmationsrede, die er an Kinder hielt, welche er soeben ihrem Heilande Christo als „Sein theures, Ihm vertrautes Eigenthum, als Kinder seines Bundes, als Kinder Seiner Kirche,

1) „Altes und Neues", Bd. 5, S. 224.

als Lämmer Seiner Heerde", als solche, welche „zu Ihm kommen gereinigt und besprengt mit dem Blute Seiner Versöhnung", die „Ihn aus dem Evangelio kennen und lieben gelernt haben als ihren Heiland und getreuen Hirten",[1]) als gläubige Christen an's Herz gelegt hatte, citirt und auf den unbekehrten Menschen bezieht, der erst noch bekehrt werden und in seiner Bekehrung „wählen" und sich „selbst entscheiden" solle. Das ist in der That ein starkes Stück, das allein genügen sollte, Herrn Dr. Schmidt die Augen zu öffnen und ihn mit Thränen erkennen zu lassen, wohin er seit dem Tage seiner Confirmation gerathen ist.

Daß dieses „Thun" des unbekehrten Menschen, das nach Prof. Schmidt zu Gottes Thun hinzukommen muß, wenn der Mensch wirklich bekehrt werden soll, auch ein entsprechendes Können oder Vermögen voraussetzt, weiß Prof. Schmidt auch, und er nimmt auch keinen Anstand, dem unbekehrten Menschen ein solches Können oder Vermögen zuzuschreiben. Ein von ihm mit seinem vollen Namen unterzeichneter und in der „Kirchenzeitung" vom 1. October 1885 veröffentlichter Artikel trägt die Ueberschrift: „Kann jeder zum Himmelreich Berufene kraft der angebotenen Gnade den Beruf auch annehmen?" Daß hier das Wort „kann" betont sein soll, geht aus dem Inhalt des Artikels hervor, wie denn das Verbum können hier siebenmal gesperrt gedruckt steht. Für „thun können" heißt es an einer Stelle: „zu thun vermögen". Der Schluß des Artikels aber lautet: „Gott selber sagt, nicht bloß zu den schon Bekehrten, sondern auch zu den noch Unbekehrten: ‚Ich nehme Himmel und Erde heute über euch zu Zeugen. Ich habe euch Leben und Tod, Segen und Fluch vorgelegt, daß du das Leben erwählest' (5 Mos. 30, 19). Darum droht Gott auch den Unbekehrten, weil sie es unterlassen haben, seine Furcht zu erwählen (Spr. 1, 29). Können und sollen alle Berufenen kraft der angebotenen Gnade den an sie ergangenen Beruf zur Bekehrung, zum Glauben und zur Seligkeit annehmen, während sie ihn doch auch verschmähen können, so haben sie nach dem Sprachgebrauch der heiligen Schrift (und das genügt mir) in dieser Beziehung eine Wahl."[2]) Es liegt auf der Hand, daß Schmidt hier denselben Fehler macht, der schon früheren Synergisten vorgehalten worden ist, und daß ihm gegenüber geltend gemacht werden muß, was Theologen wie Chemnitz, Mörlin, Wigand, Kirchner den Synergisten gegenüber vertreten haben, daß „wenn Gott gebeut, nicht folget, daß wir Menschen es darum thun können, wie jetzt unsere Natur in der Verderbung ist und stehet".[3]) Daß aber Dr. Schmidt auch hier in der That den Menschen „in der Verderbung", den unbekehrten Menschen, der die Gnade Gottes noch nicht „angenommen", noch keine „mitgetheilte Gnadenkraft" hat, vor die „Wahl" gestellt denkt, sagt er wiederum selbst mit den Worten: „Merke aber noch,

1) Walther, Am. Luth. Evangelienpostille, S. 139.
2) „Luth. Kirchenz." 26, 19.
3) Bei Schlüsselburg, Catalog. Haeret. V, p. 666.

daß ich nicht sage: durch schon angenommene oder mitgetheilte Gnadenkraft, sondern ‚kraft der angebotenen Gnade'. Indem Gott nämlich Sünder, die zu allem geistlich Guten untüchtig sind, zur Buße, zum Glauben und zur Seligkeit beruft, bietet er ihnen zugleich auch die nötige Kraft dar, diesen Beruf anzunehmen. Und in diesem Sinne können sie nun kraft der angebotenen und dargereichten Gnade den Beruf Gottes annehmen. Ein Bettler z. B. braucht das Geld, welches er zu einer Reise nötig hat, gar nicht in seiner Tasche zu haben, um die Reise machen zu können. Es ist genug, daß ihm das Geld dazu angeboten und dargereicht wird. Er kann sich dann nicht damit entschuldigen, daß er das Geld dazu niemals in seiner Tasche gehabt habe; denn es wurde ihm ja angeboten, und er hätte es haben und brauchen können. Nimmt er's freilich nicht an, so bekommt er's auch nicht in seine Hand oder Tasche; aber wahr ist es und bleibt es, daß er die Reise hätte machen können, nicht kraft des Geldes, welches er in seiner Tasche hatte (denn da hatte er keines), sondern kraft des angebotenen Geldes." [1]) Also, wie gesagt, nicht „durch schon angenommene oder mitgetheilte Gnadenkraft" soll hiernach der Mensch „den Beruf annehmen"; das sollen wir „merken"; der unbekehrte Mensch soll das Thun leisten, das von seiner Seite zu Gottes bekehrendem Thun hinzukommen muß, damit die Bekehrung wirklich zu Stand und Wesen komme, und in dem unbekehrten Menschen soll deshalb auch ein „Können", ein Vermögen anerkannt werden, den Beruf Gottes anzunehmen, wie der Bettler das Vermögen hat, das dargebotene Geld zu „haben" und zu „brauchen".

Und noch ein altbekanntes Stück der Signatur der Synergisten, die gegen das Sola Gratia zu Felde liegen, findet sich bei Prof. Schmidt, daß sie nämlich aus der Widerstehlichkeit des Gnadenwirkens Gottes eine Wahlfreiheit des unbekehrten Menschen schließen und den Vertretern des Sola Gratia vorwerfen, sie lehrten eine Zwangsbekehrung. Dr. Schmidt schreibt nämlich:

„Insofern Gottes Gnadenwirksamkeit zum Heile der Sünder allen Berufenen gegenüber eine widerstehliche ist, bleibt darum auch nach Gottes Willen jedem Berufenen die Freiheit und Wahl, das eine oder das andere von zwei entgegengesetzten Dingen zu thun, nämlich entweder dem Gnadenrufe Folge zu leisten in Kraft der vorbereitenden und kräftig wirkenden Gnade, oder denselben auszuschlagen in Kraft selbsterwählter und mutwilliger Bosheit und Verachtung. Diese Wahl oder Freiheit, sage ich, behält jedermann aus dem Grunde, weil Gott niemand zum Seligwerden zwingen oder mit unfehlbarer, absoluter Gnadenwirkung notwendigerweise selig machen will." [2]) Und in seinem neuesten Selbstzeugniß,

1) „Luth. Kirchenz." 26, 19.
2) „Luth. Kirchenz." 26, 15.

seiner „Bitte an die Herren St. Louiser", sagt er: „Gottes Gnadenordnung läßt also allen Sündern an zwei Stellen Freiheit, entweder sich von Gott selig machen zu lassen oder nicht: indem kein Mensch genöthigt wird, die Gnadenmittel zu brauchen oder der einwirkenden Gnade unbedingt Folge zu leisten." [1])

Von Synergisten des sechzehnten Jahrhunderts sagt der alte Balthasar: „Nichts desto weniger fanden sich einige, die ihre Erinnerung dagegen machten, daß im Concordien-Buch gesaget worden, der Mensch verhalte sich in der Bekehrung als ein Stein oder Klotz. . . . Sie meyneten, es würde dadurch nach Flacii Art eine gewaltsame und Enthusiastische Bekehrung eingeführet." [2]) Wie also die Anhaltischen und die Nürnbergischen Synergisten der Concordienformel ohne Grund den Vorwurf machten, daß bei ihrer Lehre eine Zwangsbekehrung herauskomme, so meint Prof. Schmidt mit seinem Synergismus der Annahme einer Zwangsbekehrung begegnen zu müssen, die sich bei den Vertretern des Sola Gratia, denen er den Krieg erklärt hat, gar nicht findet, sondern die er wie jene in unsere und der Concordienformel Lehre hineinconstruirt hat.

Damit tritt aber noch ein weiterer längst bekannter Zug der Synergisten bei Dr. Schmidt zu Tage. Als bei dem Hertzbergischen Colloquium die Anhaltischen dem Concordienbuch „imputirten", daß darin gelehrt sei, „als wenn der Mensch wie ein Block zwangsweise bekehret werde", und Chemnitz Beweis für diesen Vorwurf forderte, entgegnete Amling, „die Worte stünden zwar nicht da; sie hätten es aber per consequentiam daraus colligirt, daß implicite die Meynung darin wäre." [3]) Und dies Consequenzmachen hatten jene Philippisten mit ihrem Vertreter Melanchthon gemein, der in seinen späteren Loci geschrieben hatte: „Cum promissio sit universalis, nec sunt in Deo contrariae voluntates, *necesse est*, in nobis esse aliquam discriminis causam, cur Saul abjiciatur, David recipiatur. Id est *necesse est*, aliquam esse actionem dissimilem in his duobus." Dieses logische „*necesse est*" hatten die Philippisten ihrem Meister abgelernt. „*Sequitur* aliquod discrimen inter electos et rejectos, a voluntate nostra sumendum, videlicet repugnantes promissioni rejici e contra vero amplectentes promissionem recipi", sagt Melanchthons Schüler Pfeffinger,[4]) und Runge: „Positis causis sufficientibus in actu, *necesse est* sequi effectum. Sed positis in actu verbo Dei et Spiritu S. per verbum corda movente, trahente et volente, ut omnes ad poenitentiam redeant, non tamen sequitur conversio in omnibus, qui verbum Dei audiunt. *Ergo* verbum et Spiritus S. non sunt sufficientes causae conversionis. Nulla enim fit conversio, nisi volun-

1) „Theol. Zeitblätter" Jahrg. 12, S. 345.
2) Balthasar, Historie des Torgischen Buchs, viertes Stück, S. 6 f.
3) Balthasar, l. c. S. 43.
4) Bei Schlüsselburg, Catal. Haer. V, p. 180.

tas humana Deo obediat.“ [1]) Genau so, wie Melanchthon und jene Philippisten argumentirt aber Dr. Schmidt. Er schreibt: „Sie [2]) wissen sich darum auch oft gar nicht mehr zu helfen, sondern wiederholen einfach, sie könnten nicht auf das Gesagte antworten. So z. B. wenn ihnen vorgehalten wird, sie hätten ja selbst zugegeben, die Gnade sei allen Berufenen gegenüber gleich, es gebe für alle nur dieselbe Gnade; wenn es also aus dem Wesen der Gnade fließe, daß die einen ohne irgendwelche Rücksichtnahme auf ihr eigenes Verhalten bekehrt und selig werden sollen, so müßte die Gnade als allgemeine, welche allen Menschen geoffenbart ist, das doch einfach bei allen thun und ohne Rücksichtnahme auf irgendwelches Verhalten schlechthin alle bekehren und selig machen.“ [3]) Und in dem schon angeführten Briefe vom 3. Juli '85 haben wir ihn sagen hören: „Ob nun alle Stufen eintreten oder nicht, oder wie viele eintreten, das hängt nicht allein von Gottes gnädigem Willen ab; denn dann würden alle Menschen selig, weil Gott will (ernstlich will), daß allen Menschen geholfen werde“ 2c. „Da die Verheißung allgemein ist und in Gott nicht einander entgegengesetzte Willen sind, so muß in uns eine Ursache des Unterschiedes sein“, sagt Melanchthon; „so müßte die Gnade als allgemeine, welche allen Menschen offenbart ist, das doch einfach bei allen thun“, wenn nicht das verschiedene Verhalten des Menschen den Ausschlag gäbe, argumentirt Schmidt. „Wenn das Wort Gottes und der Heilige Geist, der durch das Wort die Herzen bewegt und zieht und will, daß sich alle zur Buße kehren, in Wirkung tritt, folgt dennoch nicht die Bekehrung in allen, die Gottes Wort hören. Also sind das Wort und der H. Geist nicht zureichende Ursachen der Bekehrung; denn es geschieht keine Bekehrung, wenn nicht der menschliche Wille Gott Gehorsam leistet“, schließt Runge, und ebenso schließt Schmidt: des Menschen Bekehrung und Seligkeit hängt nicht allein von Gottes gnädigem Willen ab; denn wenn das so wäre, würden alle Menschen selig, da ja Gott will, daß allen Menschen geholfen werde. Da gleicht ein Ei dem andern. Dr. Schmidts Synergismus ist wie der seiner Vorfahren mit Rationalismus durchsetzt; sein Anlaufen gegen das Sola Gratia geschieht Frau Hulda, der klugen Vernunft, zu Liebe, und darum kann es nicht fehlen, daß er als Gegner derjenigen auftritt, welche mit der Concordienformel sagen: „Diese Erklärung und Hauptantwort auf die im Eingang dieses Artikels gesetzte Hauptfrage und statum controversiae bestätigen und bekräftigen folgende Gründe des göttlichen Worts, welche, ob sie wohl der hoffärtigen Vernunft und Philosophie zuwider sind, so wissen wir doch, daß dieser verkehrten Welt Weisheit nur Thorheit vor Gott ist.“ [4])

1) Bei Balthasar, l. c. VI, S. 30.
2) Die norwegischen Missourier sind gemeint.
3) „Luth. Kirchenz,“ Jahrg. 26, No. 15.
4) F. C. Sol. Decl. II, S. 589.

Wann und wo Prof. Schmidt gegen das Sola Gratia opponirt hat, haben wir im Bisherigen seiner Aufforderung gemäß gesagt: wann — vom Anfang des Streites an bis in die jüngste Zeit; wo — in seinem Streitorgan „Altes und Neues", in der Columbuser „Kirchenzeitung", in den „Theol. Zeitblättern". Da jedoch Prof. S. die St. Louiser auch deshalb einer „ganz unverschämten, unverzeihlichen, ja nichtswürdigen Entstellung des Streitpunktes" zeiht, weil wir sagen, „Ohio leugne es, daß ein Sünder allein aus Gnaden selig wird", so fügen wir, da wir nun einmal dabei sind, noch einige weitere Belege zu dem Nachweis, daß auch Ohio gegen das Sola Gratia zu Felde liegt.

Ein solcher Nachweis liegt nämlich schon in den oben wiedergegebenen Stellen aus Prof. Schmidts Artikeln, die in der Columbuser „Kirchenzeitung" erschienen und von der Redaction jenes Blattes gebilligt worden sind. Die „Kirchenzeitung" stellt sich in jeder Nummer vor als „Organ" der Ohio-Synode. Was die „Kirchenzeitung" lehrt oder billigt oder vertritt, das lehrt, billigt, vertritt als durch ihr „Organ" die Ohio-Synode. Und die „Kirchenzeitung" hat nicht nur in Prof. Schmidts Worten, sondern auch in Worten ihrer eigenen Redaction, und besonders in Worten Prof. Stellhorns, eines öffentlichen theologischen Lehrers der Ohio-Synode, das Sola Gratia bekämpft.

Nach lutherischer Lehre ist die Bekehrung des Sünders ein Wunderwerk der Macht und Gnade Gottes. Hingegen schreibt Prof. Stellhorn: „Das ist doch fürwahr kein Wunder, daß ein Mensch, an dem der Heilige Geist alles thut, was zu seiner wirklichen Bekehrung nötig ist, nur daß er ihn nicht zur Bekehrung zwingt, daß ein solcher Mensch sich nun auch bekehrt."[1])

Die Concordienformel sagt: „So unterscheidet der Apostel mit sonderem Fleiß das Werk Gottes, der allein (qui *solus*) Gefäße der Ehren macht, und das Werk des Teufels und des Menschen, der sich selbst . . . zum Gefäß der Unehren gemacht hat."[2])

Prof. Stellhorn hingegen schreibt im Organ der Ohio-Synode:

„Wovon hängt also die Bekehrung und Seligkeit des Menschen ab? Offenbar nicht in jeder Hinsicht allein von Gott und seiner Gnade; denn wenn es in jeder Hinsicht allein von Gott und seiner Gnade abhinge, ob ein Mensch bekehrt und selig würde, dann würden alle Menschen bekehrt und selig werden, da Gottes Gnade für alle da ist und für alle genügend ist. Dann müßte auch Gottes Gnade und Kraft im Evangelium unwiderstehlich wirken; denn das ist eine unwiderstehliche Gnade und Kraft, die in keiner Hinsicht von etwas anderem abhängig ist in ihren Wirkungen als von dem Willen dessen, der sie hat und in Ausübung bringt, die sich durchsetzt und ihr Ziel erreicht ganz abgesehen davon,

1) „Luth. Kirchenz." Bd. 26, No. 3.
2) F. C. Sol. Decl. XI, S. 721.

was der Mensch, an dem sie arbeitet, thut oder läßt."[1]) Und ferner: „Da sagt also Christus selbst, daß sein gnädiger Wille, die Juden zum Glauben an ihn und damit zur Seligkeit zu bringen, durch ihr mutwilliges Widerstreben verhindert und vereitelt worden ist. Daraus folgt mit Notwendigkeit, daß dieser sein gnädiger Wille nicht unwiderstehlich ist, und daß die Bekehrung und Seligkeit der Juden nicht in jeder Hinsicht lediglich von seinem gnädigen Willen abhing; denn sonst wären sie sicher bekehrt und selig geworden, da es ihm ja ein solcher Ernst damit war, daß er über ihren mutwilligen Unglauben weinte (Luk. 19, 41 f.). Hätten aber die Juden nicht ihr mutwilliges Nichtwollen dem gnädigen Wollen Christi entgegengesetzt, so wären sie durch seine Gnade zum Glauben, zur Bekehrung und Seligkeit gekommen. Auf ihr Verhalten gegen Christum und seine Gnade kam also viel, ja, recht verstanden, alles an."[2]) Und wiederum: „Wie er sich hierin verhält, darauf kommt gewiß etwas an, recht verstanden, alles: davon hängt seine Bekehrung und Seligkeit ab."[3]) Und nochmals: „Wer also hartnäckig diesen Weg nicht gehen will, obgleich er ihn in der Kraft der durch die Gnadenmittel an ihm arbeitenden Gnade gehen könnte, der wird nicht bekehrt und selig; darauf, ob er diesen Weg geht oder nicht, kommt daher alles an: davon hängt seine Bekehrung und Seligkeit ab."[4]) Und wie Anno 1893, so schon 1885: „Nachdem Gott alles gethan hat, was notwendig ist zur Bekehrung und Seligkeit aller Menschen, dadurch, daß er seinen Sohn die Seligkeit für alle, auch die größten Sünder, hat erwerben lassen und die zur Bekehrung und Seligkeit aller Menschen, auch der verkommensten und boshaftesten, nötige Kraft und Gnade in sein Wort gelegt hat, kommt es eben gar sehr darauf an, ja, wir können dreist sagen, kommt alles darauf an, wie der Mensch sich gegen diese Gnade Gottes und die Mittel derselben verhält: ob er sie an sich wirken läßt, was er durch die ihnen innewohnende Kraft kann, oder ob er sie trotzdem mutwillig von sich stößt."[5]) Item: „Daß, da Gott durch seine Gnade alles, was zu eines jeden Menschen Bekehrung und Seligkeit nötig ist, teils schon gethan hat, teils noch thun will, alles darauf ankommt, daß der Mensch sich dieser Gnade und ihren Mitteln gegenüber recht verhalte, was er in Kraft dieser Gnade kann, und daß **insofern** die Seligkeit nicht allein von Gott abhängig ist, das lehrt die Bibel fast auf jeder Seite. ‚Was sollte man doch mehr thun an meinem Weinberge, das ich nicht gethan habe an ihm? Warum hat er denn Herlinge gebracht, da ich erwartete, daß er Trauben brächte?', klagt der Herr Jes. 5, 4. Der Herr hatte alles gethan, was nötig war; der Weinberg oder das Volk Israel sollte nun auch thun, was es infolgedessen thun konnte: sollte sich der Gnade Gottes gegenüber recht verhalten. Wenn es das gethan hätte, dann hätte es hier und dort die Seligkeit er-

1) „Luth. Kirchenz." Jahrg. 34, No. 40.
2) A. a. O. 3) A. a. O. 4) A. a. O.
5) „Luth. Kirchenz." 26, No. 10.

langt; so erlangte es sie nicht. Also hing seine Seligkeit doch in einer Hinsicht von seinem Verhalten ab. ‚**Schaffet**, daß ihr selig werdet, mit Furcht und Zittern', ermahnt der Apostel Phil. 2, 12. Stärker kann man es gar nicht ausdrücken, daß die Seligkeit des Menschen nicht in jeder Hinsicht allein von Gott abhängig ist; denn wörtlich übersetzt heißt es sogar: ‚Bewerkstelligt oder bringt zustande eure Seligkeit'." [1]) Und mit Vehemenz: „Wir halten es für unchristlich und heidnisch, wenn man sagt, daß die wirkliche Erlangung der von Gott für alle Menschen vollkommen bereiteten und ernstlich bestimmten Seligkeit in keiner Hinsicht vom Verhalten des Menschen der Gnade Gottes gegenüber, sondern in jeder Hinsicht allein von Gott abhängig sei. Ein Pastor, der einer solchen gottlosen Lehre gemäß predigt und Seelsorge treibt, ist ein Wolf und Teufelsapostel." [2]) Und mit dem rationalistisch-synergistischen sequitur: „‚Daß aber viel berufen und wenig auserwählet sind, hat es nicht diese Meinung, als wolle Gott nicht jedermann selig machen; sondern die Ursach ist, daß sie Gottes Wort entweder gar nicht hören, sondern mutwillig verachten, die Ohren und ihr Herz verstocken und **also dem Heiligen Geist den ordentlichen Weg verstellen, daß er sein Werk in ihnen nicht haben kann,** oder da sie es gehört haben, wiederum in Wind schlagen und nicht achten, daran nicht Gott oder seine Wahl, sondern ihre Bosheit schuldig ist' (Müller, S. 555.). Also die Ursache, daß verhältnißmäßig so wenige Menschen auserwählt sind und bekehrt und selig werden, ist die, daß sie der bekehrenden Gnade und Thätigkeit des Heiligen Geistes mutwillig und hartnäckig widerstreben, sich gegen die Gnadenmittel nicht verhalten, wie sie sollten und könnten, und es so dem Heiligen Geiste unmöglich machen, sie zu bekehren und selig zu machen. **Folglich** [3]) geht das Werk der Bekehrung und Seligmachung nicht ohne alle Rücksicht auf das Verhalten der Menschen vor sich." [4])

Da haben wir wieder dieselbe Bekämpfung des Sola Gratia, denselben Synergismus mit demselben Zubehör wie bei Prof. Schmidt. Auch bei Stellhorn finden wir den contradictorischen Gegensatz zu der Thesis, daß des Menschen Seligkeit allein von Gott abhänge, oder daß „Gott allein Gefäße der Ehren macht"; denn Prof. Stellhorn sagt, des Menschen Seligkeit hänge nicht allein von Gott und seiner Gnade ab. Auch nach Stellhorn hat Gott an seinem Theile die Erlösung bewerkstelligt und seine Kraft in's Wort gelegt und so alles gethan, was nothwendig ist dazu, daß alle Menschen bekehrt und selig werden können. Aber dadurch allein wird nach Stellhorn noch kein Mensch wirklich und thatsächlich bekehrt und selig; sonst hinge ja die Bekehrung und Seligkeit von Gott allein ab. Es muß vielmehr noch etwas hinzukommen, und zwar von Seiten des Men-

1) „Luth. Kirchenz." 26, No. 10.
2) „Luth. Kirchenz." 26, 10.
3) Von uns hervorgehoben.
4) „Luth. Kirchenz." 34, 40.

schen, nämlich sein Verhalten gegen die Gnade und die Gnadenmittel. Nachdem „der HErr alles gethan hat, was nöthig war", soll nun der, welcher bekehrt werden soll, auch thun, was er infolge dessen thun kann: er soll sich der Gnade Gottes gegenüber „recht verhalten". Gott thut, was nothwendig ist, daß der Mensch die Gnade annehmen, also daß er glauben kann; daß aber der Mensch die Gnade wirklich und thatsächlich annimmt, wirklich bekehrt wird, wirklich glaubt, das hängt von seinem eigenen rechten Verhalten ab. Dies sein Verhalten ist schließlich das Ausschlaggebende; „davon hängt seine Bekehrung und Seligkeit ab"; auf dies Verhalten, das von Seiten des Menschen zu dem, was Gott gethan hat und thut, hinzukommen muß, kommt nicht nur etwas,[1]) sondern „viel", ja „alles" an. Und das muß nach Stellhorn so sein, weil ja sonst Gottes Gnade unwiderstehlich wirken „müßte", weil sonst ja „alle Menschen bekehrt und selig" würden, oder weil Prof. Stellhorn sonst nicht begreifen kann, was ihm und uns Gott nicht begreiflich gemacht hat. So schließt auch Prof. St. daraus, daß die verstockten Juden durch ihr Verhalten verdammt wurden, frischweg, daß die Bekehrung und Seligkeit der Juden nicht in jeder Hinsicht lediglich von Gottes gnädigem Willen abhing. Ebenso citirt er die Concordienformel, wo dieselbe davon redet, daß die Verächter Gottes und seiner Gnade und Gnadenmittel aus eigener Schuld verloren gehen (Müller, S. 555.), und schließt dann ganz synergistisch vergnügt, daß „folglich" das Werk der Bekehrung und Seligmachung nicht ohne alle Rücksicht auf das Verhalten der Menschen vor sich gehe. Und wie Schmidt Walthers an gläubige Schäflein JEsu gerichtete Confirmationsrede, so citirt Stellhorn die an die Christen zu Philippi gerichteten Worte Pauli, um ebendas zu beweisen, was er just zuvor mit Jes. 5, 4. zu beweisen sucht, wo er noch das Kunststück fertig bringt, daraus, daß Israel infolge seines üblen Verhaltens die Seligkeit nicht erlangte, zu schließen, daß „also" seine Seligkeit, die Seligkeit des unselig gebliebenen Israel, „doch in einer Hinsicht von seinem Verhalten abhing". Solchen tollen Schabernack spielt ihm seine Vernunft, da sie klug sein will, oder der Teufel, der grinsend dahinter steckt, wo man das Sola Gratia bekämpft.

Daß auch Prof. Stellhorn wie Dr. Schmidt letzteres seit Jahren practicirt hat, und daß auch die Ohio-Synode für solches sein Treiben verantwortlich zu halten ist, noch weiter darzuthun und zu belegen, wird für diesmal nicht vonnöthen sein. Wer da sagt, des Menschen Bekehrung und Seligkeit hänge nicht lediglich von Gott und seiner Gnade ab; wer da sagt, daß der Mensch die Gnade annehmen könne, wirke Gott, daß er aber wirklich annehme, thatsächlich glaube, hänge von seinem Verhalten ab; wer in diesem oder irgend einem Sinne sagt, auf des Menschen Verhalten im Werke

1) auch das wäre schon verkehrt.

seiner Bekehrung und Seligmachung komme für seine wirkliche oder thatsächliche Bekehrung in gewissem Sinne viel, ja alles an; wer das Verhalten derer, die bekehrt werden, und das Verhalten derer, die nicht bekehrt werden, irgendwie auf eine Linie stellt; wer daraus, daß von dem Verhalten derer, die verloren gehen, ihre Verdammniß abhängt, den Schluß zieht, daß die Bekehrung und Seligkeit derer, die bekehrt und selig werden, nicht allein von Gott, sondern auch von ihrem rechten Verhalten abhänge; wer das, was Gottes Gnade in den schon Bekehrten gewirkt hat, überträgt auf den unbekehrten Menschen; wer die Bekehrung und Seligkeit eines Menschen irgendwie von etwas abhängig sein läßt, das zu dem, was Gott gethan hat und thut, auf Seiten des Menschen hinzukommen muß, mag er es nun ein Verhalten oder ein Thun oder beides nennen — wer das alles thut, wie es Dr. Schmidt und Professor Stellhorn thun, der ist ein starker, ausgewachsener Synergist und in diesem Stück ein Rationalist dazu und schlägt dem Sola Gratia mit beiden Fäusten in's Angesicht. A. G.

(Schluß folgt.)

Aus der Ohio-Synode.

In der „Kirchenzeitung" von Columbus erschien ein längerer Artikel unter der Ueberschrift: „Was hat der Mensch mit seiner Bekehrung und Seligkeit zu thun?" In demselben wird die Gnade Gottes zunächst dermaßen gepriesen, daß man meinen sollte, es müßte nun ein unumwundener Widerruf der Lehre, daß die Bekehrung auch durch das gute Verhalten des Menschen zu Stande komme, folgen. Aber weit gefehlt! Auf die vom Schreiber (Prof. Stellhorn) selbst gestellte Frage: „Wovon hängt also die Bekehrung und Seligkeit des Menschen ab?" erfolgt die Antwort: „Offenbar nicht in jeder Hinsicht allein von Gott und seiner Gnade; denn wenn es in jeder Hinsicht allein von Gott und seiner Gnade abhinge, ob ein Mensch bekehrt und selig würde, dann würden alle Menschen bekehrt und selig werden." Und abermal: „Die Bekehrung und Seligkeit der Juden hing nicht in jeder Hinsicht lediglich von seinem (Gottes) gnädigen Willen ab." Und noch einmal: „Wie er (der Mensch) sich hierin (im Werk der Bekehrung) verhält, darauf kommt gewiß etwas an, recht verstanden, alles: davon hängt seine Bekehrung und Seligkeit ab." Wie kommt der Schreiber zu diesem Resultat? Nun, durch „den gottgewollten Gebrauch der gesunden Vernunft" (Stellhorns Ausdruck). Nach der „gesunden Vernunft" erlaubt er sich die bekannte synergistische Schlußfolgerung: weil der Gnade widerstanden werden kann oder — was dasselbe ist — weil im Menschen der Grund der Nichtbekehrung liegt, so muß auch das Zustandekommen der Bekehrung vom Menschen abhängig sein. Nun häuft er die Citate dafür

— was gar nicht im Streit ist — daß die Bekehrung vom Menschen verhindert werden kann, und thut dann immer aus seiner „erleuchteten Vernunft" den Schluß dazu: Demnach hängt auch die Bekehrung vom guten Verhalten des Menschen ab. In einer andern Gedankenreihe redet Prof. Stellhorn zunächst so, als ob er unter dem guten Verhalten des Menschen nur dies verstanden haben wollte, daß der Mensch nur auf dem Wege des Gebrauchs der Gnadenmittel bekehrt werde. Aber auch hier setzt alsbald wieder der Schluß ein: weil der in den Gnadenmitteln wirkenden Gnade widerstanden werden kann, so hängt jede thatsächliche Bekehrung nicht bloß von der Gnade, sondern auch vom guten Verhalten des Menschen ab. Nach ohioischer Lehre ist die in den Gnadenmitteln wirkende Gnade zur Bekehrung unkräftig. Nach dieser Lehre bringt nicht die in den Gnadenmitteln wirksame Gnade die Bekehrung zu Stande, weil — so argumentirt Ohio — sonst alle Hörer des Wortes bekehrt werden würden, sondern zur Gnade muß das gute Verhalten des Menschen hinzukommen, wenn eine Bekehrung zu Stande kommen soll. Ganz richtig sagt Ohio, daß nicht noch eine andere als die in den Gnadenmitteln wirksame Gnade zur Bekehrung erforderlich sei. Es ist freilich ein und dieselbe Gnade, durch welche die Seligwerdenden bekehrt werden und gegen welche die Verlorengehenden sich verstocken. Mit Recht weist Ohio einen Gnadenzuschuß zu der im Evangelium wirkenden Gnade ab. Aber ohne einen Zuschuß kommt es seinerseits doch nicht aus. Es hat die in den Gnadenmitteln wirksame Gnade so verdünnt, daß sie allein keine Bekehrung zu Stande bringt. Es braucht einen menschlichen Zuschuß. Und diesen sucht und findet es in dem guten Verhalten des zu Bekehrenden. Auf einen Zuschuß, wenn er auch nur ein Zehntel des erforderlichen Ganzen ausmachen sollte, kommt viel, ja, recht verstanden, alles an. Darum sagt Prof. Stellhorn auch von dem guten Verhalten des Menschen, daß auf dasselbe — was das Zustandekommen der Bekehrung anlangt — viel, ja, recht verstanden, alles ankomme.

Ein Schreiber im "Lutheran Standard" vom 16. December v. J. macht es den Missouriern zum Vorwurf, daß sie eine Bekehrung aus Gottes Allmacht lehren, und die Auferweckung eines leiblich Todten (die Auferweckung des Lazarus) als eine Parallele zur Bekehrung anführen! Man sollte kaum glauben, daß es nach einer langen Verhandlung über die Lehre von der Bekehrung noch Pastoren gibt, die die einfachsten Schrift- und Bekenntnißaussagen über diesen Punkt noch immer ignoriren. Der Apostel Paulus sagt Eph. 1, 19. 20.: „Die wir glauben nach der Wirkung seiner (Gottes) mächtigen Stärke, welche er gewirket hat in Christo, da er ihn von den Todten auferwecket hat." Also in einem Spruch der Schrift finden sich beide Aussagen vereinigt, nämlich, daß Gott vermittelst seiner Allmacht bekehre, sowie daß dies dieselbe Kraft ist, welche bei der Auferweckung vom leiblichen Tode zur Verwendung kommt.

So stellt denn auch das lutherische Bekenntniß die Bekehrung mit der leiblichen Todtenerweckung in Parallele. Es sagt: „Die Bekehrung unsers verderbten Willens, welche anders nichts, denn eine Erweckung desselben von dem geistlichen Tode, ist einig und allein Gottes Werk, wie auch die Auferweckung in der leiblichen Auferstehung allein Gott zugeschrieben werden soll.“ (M. S. 609.) Nach Schrift und Bekenntniß ist die Bekehrung eine Wirkung sowohl der Gnade als der Allmacht Gottes. Die Kraft Gottes, welche bei der Bekehrung zur Verwendung kommt, ist nicht weniger allmächtig als die Allmacht Gottes überhaupt. Muß sie doch auch in der Bekehrung aus nichts etwas machen, da vor der Bekehrung nichts von geistlichem Leben im Menschen vorhanden ist. Festzuhalten ist aber der Unterschied, daß bei der Bekehrung die göttliche Allmacht durch die Gnadenmittel wirksam ist, während sie bei der leiblichen Todtenerweckung außerhalb der Gnadenmittel oder „absolut“ in Wirkung tritt. Hierin ist es dann begründet, daß jeder Mensch seine Bekehrung hindern kann, während die Allmachtswirkung z. B. am jüngsten Tage, wenn Christus die Todten aus dem Grabe ruft, unwiderstehlich ist. Es ist ein Characteristicum der in den Gnadenmitteln wirkenden Kraft Gottes, daß ihr, wiewohl sie unendlich ist, doch widerstanden werden kann. Aber man lasse sich durch diesen Umstand ja nicht zu der Annahme verleiten, daß die in der Bekehrung zur Verwendung kommende Kraft Gottes nur halb göttlich oder nur dreiviertel allmächtig wäre. Nein, wer glaubt, glaubt nach Gottes mächtiger Stärke, welche er gewirket hat, da er Christum von den Todten auferweckte. Es gilt auch hier zwei Extreme zu vermeiden. Wer die Wirkung Gottes in der Bekehrung nicht allmächtig sein lassen will, ist Pelagianer und Synergist. Wer sie als unwiderstehlich bezeichnet, ist Calvinist. — Ferner sollte der Schreiber im “Standard” nicht die Behauptung wiederholen, daß der Unterschied in der Lehre von der Bekehrung und Gnadenwahl, sofern man die Lehrstellung der Synoden vor Ausbruch des Streits mit einander vergleicht, den Bruch zwischen Missouri und Ohio herbeigeführt habe. Es wird da etwas behauptet, was nicht wahr ist. Prof. Loy verwarf noch kurz vor Ausbruch des Streites das jetzt von Ohio officiell adoptirte Intuitu Fidei, und der Nördliche District der Ohio-Synode erklärte im Jahre 1875 sich über die Frage, warum ein Mensch vor dem andern bekehrt und selig werde, genau so, wie wir Missourier heute reden. Da ist noch kein „menschliches Verhalten“ in Sicht, von dem die Bekehrung und Seligkeit in gewisser Hinsicht auch abhängen solle. Vor dem Gnadenwahlstreit stand es in der Missouri-Synode etwa so: im theologischen Unterricht und gelegentlich auch bei Conferenzen und Synodalversammlungen wurde erklärt, daß in dem Intuitu Fidei nicht die schrift- und bekenntnißgemäße Lehre zum Ausdruck komme. Aber man klagte die, welche diese Formel noch gebrauchten, nicht der Irrlehre an. Man hatte keine Veranlassung zu der Annahme, daß sich hinter dem Ausdruck Synergismus verberge. Aehnlich stand

es in der Ohio-Synode. Prof. Loy verurtheilte für seine Person das Intuitu Fidei, wie aus seinem bekannten Gutachten hervorgeht. Aber in der Ohio-Synode hielt man sich ebensowenig wie in der Missouri-Synode verpflichtet, z. B. vor den Büchern zu warnen, in welchen das Intuitu Fidei vorkam. Es müssen daher wohl die "other matters" sein, auf die der Schreiber im "Standard" hindeutet, welche ursprünglich dem Angriff Ohios auf Missouri zu Grunde lagen. Um aber für solchen Angriff eine sachliche Basis zu gewinnen, schaffte Ohio sich Synergismus an und hing ihm, um ihn unter Lutheranern an den Mann zu bringen, den Mantel des Intuitu Fidei um. „In Ansehung des Glaubens" sei so viel als „in Ansehung des menschlichen Verhaltens". Der öffentliche Streit war daher von allem Anfang an kein Wortstreit, sondern ein Streit um den Grundartikel der christlichen Lehre. Ohio lehrt: Die göttliche Gnade plus dem menschlichen Verhalten macht selig. Die Synodalconferenz lehrt nach Schrift und lutherischem Bekenntniß: Die Gnade Gottes allein macht selig.

Und nun beruft sich Prof. Stellhorn für den ohioischen Synergismus auch auf Chemnitz. Chemnitz soll eine Mitwirkung des Menschen nicht bloß nach der Bekehrung, sondern auch in der Bekehrung und zur Bekehrung gelehrt haben. Prof. Stellhorn schreibt im neuesten Heft der „Zeitblätter" u. A.: „Chemnitz scheut sich nicht, schon vor der vollendeten Bekehrung oder Schenkung eines neuen Herzens, die erst im dritten Stadium stattfindet, von einer Synergie des dem Anfange nach durch die vorlaufende Gnade befreiten Willens zu reden, genau so wie Philippi — eine Ausdrucksweise, die uns nicht zusagt, weil man zu viel in ihr finden kann." Prof. Stellhorn beruft sich für seine Behauptung, daß Chemnitz eine Mitwirkung ꝛc. schon vor der Bekehrung annehme, vornehmlich auf die bekannte Stelle aus Chemnitz' loci, wo Chemnitz gegen den enthusiastischen Mißbrauch der rechten Lehre von der Bekehrung bemerkt, daß sich der genaue Zeitpunkt, wo der „befreite Wille" zu wirken beginne, der Wahrnehmung entziehe. In diesem Zusammenhang führt Chemnitz dann aus, daß der Kampf zwischen Fleisch und Geist beginne, wenn dem Menschen durch die vorlaufende Gnade „die ersten Anfänge des Glaubens und der Bekehrung" gegeben sind, daß die Gaben Gottes in uns nicht wachsen, wie in den Lilien, sondern unter Trachten, Kämpfen, Beten ꝛc., daß der menschliche Wille nach erfahrener Bewegung durch die vorlaufende, vorbereitende und wirkende Gnade sich nicht rein passiv verhalte, sondern ein Mitarbeiter Gottes werde. Auch Baier führt diese Stelle aus Chemnitz an, um seine Abweichung von der Lehre der Concordienformel zu decken. Baier lehrt nämlich, daß der Mensch zwar am Anfang der Bekehrung sich passiv verhalte, beim Fortschreiten derselben aber (in progressu conversionis) thätig sei. An Baier pflegte der selige Dr. Walther in den dogmatischen Vorlesungen (so vor 21 Jahren) dies damit zu entschuldigen, daß Baier Musäus' Schwiegersohn sei. Doch dies nur nebenbei. Jedenfalls liegt hier ein eclatanter Mißbrauch der Worte

Chemnitzens vor. Wir bemerken hier vorläufig nur so viel: Wem „die ersten Anfänge des Glaubens und der Bekehrung" gegeben sind, der ist — nach Chemnitz — bereits geistlich lebendig oder bekehrt, das Wort Bekehrung im eigentlichen und engeren Sinne genommen. Gerade wie die Concordienformel diejenigen „frommen Christen" nennt, „die ein kleines Fünklein und Sehnen nach Gottes Gnade und der ewigen Seligkeit in ihrem Herzen fühlen und empfinden" (M. S. 591), und wie dieselbe Bekenntnißschrift die Bekehrung dadurch geschehen sein läßt, daß „ein Fünklein des Glaubens in ihm (dem Menschen) angezündet wird" (M. S. 601). Chemnitz gibt es auch so deutlich wie nur möglich an der von Prof. Stellhorn citirten Stelle zu erkennen, daß er von einem geistlich lebendigen, gläubigen, bekehrten Menschen rede. Aber Prof. Stellhorn bricht das Citat drei Mal da ab, wo Chemnitz diese Erklärung gibt. Nach Chemnitz' Worten, daß nach den ersten Anfängen des Glaubens sogleich der Kampf des Fleisches und Geistes beginne, läßt Prof. Stellhorn die folgenden Worte aus: „Anders nämlich kämpfte der Heilige Geist in Mose, als Moses noch lebendig war gegen das Fleisch desselben, als wie Michael mit dem Teufel und dem todten Leichnam des Moses kämpft." Chemnitz denkt sich also bei dem Kampf des Fleisches und des Geistes einen geistlich lebendigen, gläubigen Menschen. Ferner: nach Chemnitz' Worten, daß die Gaben Gottes in uns nicht wachsen wie in den Lilien, sondern unter Trachten, Kämpfen ꝛc., läßt Prof. Stellhorn die Worte aus: „Luc. 19, 13. sagt er (der HErr), indem er den Knechten die Pfunde übergibt: Handelt, bis daß ich wiederkomme; nicht sagt er: verbergt sie in die Erde, Matth. 25. 26. Und Paulus braucht ein sehr bezeichnendes Wort 2 Tim. 1, 6.: ich erinnere dich, daß du erweckest die Gabe Gottes, die in dir ist." Wiederum lauter Worte, aus welchen hervorgeht, daß Chemnitz von Bekehrten oder Christen redet! Endlich: Nach Chemnitz' Worten, daß der menschliche Wille, nachdem er durch die zuvorkommende, vorbereitende und wirkende Gnade in Bewegung gesetzt sei, sich nicht lediglich leidend verhalte, sondern zustimme und mitwirke, läßt Prof. Stellhorn die Worte aus, welche Chemnitz zur Erläuterung citirt: „Gott wirkt in uns, damit, was er will, auch wir wollen und wirken, und er läßt das nicht müßig in uns sein, was er uns zur Uebung, nicht zum Liegenlassen geschenkt hat, daß auch wir Mitwirker seien der Gnade Gottes, und wenn wir etwas in uns in Folge unserer Lässigkeit schlaff werden sehen, wir ängstlich zu dem zurücklaufen, welcher alle unsere Lässigkeit heilt und uns geboten hat zu beten: Führe uns nicht in Versuchung." Wiederum lauter Worte, aus welchen hervorgeht, daß Chemnitz von Bekehrten, nicht von Unbekehrten rede. Daß Prof. Stellhorn dreimal gerade da abbricht, wo seine Auffassung dieser Stelle aus Chemnitz als eine Verdrehung derselben offenbar wird, sieht ganz eigenthümlich aus. F. P.

Der moderne Subordinatianismus im Licht der Schrift.

(Fortsetzung.)

Dem Namen „Sohn Gottes" ist eine andere doppelte Bezeichnung der göttlichen Art und Natur Christi nahe verwandt, nämlich die Ausdrücke „Wort Gottes" und „Ebenbild Gottes".

Von Alters her haben die Subordinatianer den Ausdruck „Wort Gottes" für ihre Theorie ausgebeutet. Die alten Arianer und Semiarianer bezeichneten den Christus ihrer eigenen Gedanken gern als den Logos. Kahnis bemerkt, der Name Christi „das Wort" beweise, daß Christus im zweiten Sinn des Worts Gott sei. Martensen versteht unter dem Logos „das himmlische Universum" oder „die himmlische Welt" und setzt also den Logos in dasselbe Verhältniß zu Gott, in welchem „die Welt" zu Gott steht.

Wenn wir das Schriftzeugniß von dem Logos unbefangen prüfen und alle verkehrten Rückschlüsse von dem menschlichen Wort auf das göttliche Wort zurückweisen, so werden wir erkennen, daß der Begriff „Logos" keinerlei Unterordnung des Sohnes unter den Vater in sich begreift.

Es ist zunächst evident, daß „das Wort", von welchem St. Johannes im Eingang seines Evangeliums sagt, nicht als „das in die Welt hinein gesprochene Wort", nicht als „die Selbstoffenbarung Gottes" zu fassen ist, daß dieser Ausdruck nicht auf die Beziehung Gottes zur Welt hinweist, wie die meisten neueren Theologen annehmen, sondern daß es sich mit diesem Namen so verhält, wie unsere Alten behaupten: Dicitur ὁ Λόγος κατ' ἔσω, quia ἐκ τοῦ νοῦ προῆλθε per aeternam a Patre generationem. (Gerhard.) Das Wort ist aus dem Innern, aus dem Wesen Gottes hervorgegangen, und dieses Hervorgehen des Worts aus Gott ist dasselbe, wie die Geburt des Sohnes vom Vater. Denn die drei Aussagen von dem Logos Joh. 1, 1., in denen offenbar hervorgehoben wird, was eben diesem Subject eigenthümlich ist, was dem Logos als solchem zukommt, beschreiben das ewige innergöttliche Wesen und Leben Christi, sowie das Verhältniß Christi zum Vater.

Was der Begriff „Logos" in sich schließt, verdeutlicht am besten die classische Ausführung Luthers in seiner Auslegung des Prologs des Johannisevangeliums, welche auch in neueren Dogmatiken citirt, freilich nur citirt und nicht recht verwerthet wird. Luther schreibt:

„Weiter sollen wir wissen, daß in Gott ein Wort sei, nicht meinem oder deinem Worte gleich. Denn wir haben auch ein Wort, sonderlich des Herzens Wort, wie es die heiligen Väter nennen; als, wenn ein Mensch bei sich selber etwas bedenkt und fleißig nachforscht, so hat er ein Wort oder Gespräch mit sich selber, davon niemand weiß denn er allein, bis so lange dasselbe Wort des Herzens in ein mündlich Wort oder Rede gefaßt werde, daß der Mensch herausspreche, was er im Herzen gedacht, und darüber mit ihm selber lange disputirt hat: alsdann wird's von an-

dern gehört und verstanden, sonst nicht; wie St. Paulus in der ersten zun Corinthern am andern Capitel V. 11. sagt: ‚Kein Mensch weiß, was im Menschen ist, ohne der Geist des Menschen, der in ihm ist.‘ Wie nun ein Mensch ein Wort, Gespräch oder Gedanken mit sich selber hat, er redet ohne Unterlaß mit sich selber, ist voller Worte und Rathschläge, was er thun oder lassen wolle, ohne Aufhören redet und disputirt er mit ihm selber davon, und sonderlich, wenn ihm etwas angelegen ist, daß er zürnt oder fröhlich ist, so ist das Herz voller Zorns und voller Freude, daß es auch unversehens mit dem Munde herausfährt. Denn ein Wort heißt nicht allein, das der Mund redet, sondern viel mehr der Gedanke im Herzen, ohne welchen das äußerliche Wort nicht geredet wird; oder wird es geredet, so gilt's nicht, denn wenn Mund und Herz zusammen stimmt, alsdann gilt das äußerliche Wort etwas, sonst ist es nichts werth: also hat Gott auch in Ewigkeit in seiner Majestät und göttlichem Wesen ein Wort, Rede, Gespräch oder Gedanken in seinem göttlichen Herzen mit sich selber, allen Engeln und Menschen unbekannt. Das heißt sein Wort, das von Ewigkeit in seinem väterlichen Herzen inwendig gewesen, dadurch Gott beschlossen hat, Himmel und Erde zu schaffen. Aber von solchem Willen Gottes hat nie kein Mensch gewußt, bis so lange dasselbige Wort Fleisch wird, und verkündigt uns, wie hernach folgt: ‚Der Sohn, der im Schooß des Vaters ist, hat es uns offenbaret.‘

Aber so weit ein armer elender Mensch, der Erde und Staub ist, unter Gott ist, und Gott unmeßlich höher denn er ist, als ein HErr und Schöpfer aller Creaturen, so weit reimt sich auch nicht die Gleichniß des Worts eines sterblichen Menschen mit dem Worte des ewigen, allmächtigen Gottes. Es ist ein großer Unterschied zwischen den Gedanken, Disputationen und Wort des menschlichen Herzens und Gottes. Denn Gott ist nicht geschaffen oder gemacht, wie wir Menschen geschaffen sind, sondern ist von Ewigkeit. Niemand hat ihm sein Wort, Rede und Gespräch ꝛc. gegeben. Was er ist, das ist er von ihm selber von Ewigkeit. Was aber wir sind, das haben wir von ihm, und nicht von uns; er aber, Gott, hat alles von ihm selber.

Darum ist dieses Gleichniß, von unserm Worte genommen, sehr dunkel und finster; aber gleichwohl gibt unser Wort, wiewohl es nicht mit jenem Worte zu vergleichen ist, einen kleinen Bericht, ja, Ursache, der Sache nachzudenken, und desto leichter zu fassen, auch die Gedanken und Speculation des menschlichen Herzens gegen diesem göttlichen Gespräche und Wort zu halten, und zu lernen, wie Gottes Sohn ein Wort sei. Denn, wie ich bei mir selber ein Wort rede oder Gespräch halte, das niemand hört, niemand davon weiß denn ich allein, und beschließe in meinem Herzen, was ich thun will, und dasselbige heimliche, inwendige Wort des Herzens ist doch so ein stark, gewaltig Gespräch, da ich umhergehe und mit mir selber fechte, daß, wenn ich's herausredete, wie ich's gedenke, etliche tausend Menschen genug daran zu hören hätten. Ja, solch Wort alle Ohren und Häuser erfüllt, man

kann's auch nicht alles aussprechen, was einer im Sinne gedenkt, und das er im Herzen vorhat, sonderlich wenn das Herz mit Liebe oder Zorn, Freude oder Leid entbrannt ist. Ist es rechte Liebe, so ist das Herz desselbigen Menschen so voller Gedanken der Liebe, daß er sonst nichts sieht, hört, fühlt, ja, oft nicht weiß, wo er ist, und daß man ihn gar nicht bedeuten kann. Denn er ist so brünstig in der Liebe, und sein Herz ist mit eitel Liebe durch und durch also eingenommen, daß einer nicht ein Haarbreit oder Nadelspitze hinein könnte bringen; ja, so groß und weit das Herz ist, so groß und weit sind die Gedanken der Liebe. Also, ist es rechter Zorn, so nimmt er das Herz so heftig ein, daß es durchaus so voller Gedanken des Zorns ist, daß der Mensch sich selber nicht fühlt, mit sich ficht und redet, daß einer, der ihn sieht, und nicht weiß, was ihm angelegen ist, gedenkt, er sei nicht bei ihm selber, und derhalben ihm ernstlich zuspricht: Wie gehst du also? Was ist dir?

Diesem Bilde nach geht Gott auch in seiner Majestät, in seiner Natur schwanger mit einem Wort oder Gespräch, das Gott in seinem göttlichen Wesen mit sich selber hat, und seines Herzens Gedanken ist. Dasselbe ist so erfüllt und groß und vollkommen, als Gott selber. Niemand sieht, hört noch begreift dasselbige Gespräch, denn er allein. Er hat ein unsichtbar und unbegreiflich Gespräch. Das Wort ist vor allen Engeln und vor allen Creaturen gewesen; denn hernach hat er durch dies Gespräch und Wort allen Creaturen das Wesen gegeben. In dem Gespräche, Wort oder Gedanken ist Gott gar brünstig, daß er sonst nichts anders davor gedenkt." St. Louiser Ausg. VII, 1543—45.

Daß Christus „das Wort" genannt wird, ist ein Gleichniß, von dem menschlichen Wort hergenommen. Doch darf man bei solchem Gleichniß nicht die Ungleichheit übersehen. Luther erinnert an den großen Unterschied zwischen dem Wort eines sterblichen Menschen und dem Wort des ewigen, allmächtigen Gottes. Der Hauptunterschied ist der, daß eines Menschen Wort etwas Sachliches ist, ein Product und Gebilde des menschlichen Geistes und darum dem menschlichen Willen dienstbar und untergeordnet, dagegen Gottes Wort eine göttliche Person. Christus ist das persönliche Wort. Johannes will ja in seinem Prolog eben diese Person, JEsum Christum, näher characterisiren. Dieser JEsus Christus ist der Logos, der in der Fülle der Zeit im Fleisch erschienen ist. Alle neueren Theologen, welche noch irgendwie die Gottheit Christi bekennen, geben das zu, daß der Logos eine göttliche Person ist, während die arianisch gesinnten Theologen in ihm nur eine göttliche Potenz anerkennen.

Wenn wir diesen Unterschied zwischen dem menschlichen Wort und dem göttlichen Wort festhalten und in dem Logos keine bloße göttliche Potenz, sondern eine göttliche Person erblicken, dann schwindet jeder Gedanke an eine Ungleichheit zwischen Vater und Sohn, als wenn der Sohn Gottes irgendwie geringer wäre, als der Vater. Luther bestimmt in dem Gleichniß

von dem Wort das tertium comparationis ganz richtig dahin, daß, wie ein Mensch ein Wort, Gespräch oder Gedanken mit sich selber hat, also auch Gott in seiner Majestät, in seiner Natur mit einem Wort oder Gespräch schwanger geht, welches seines Herzens Gedanke ist, allen Engeln und Menschen unbekannt. Und mit vollem Recht legt Luther den Nachdruck darauf, daß Gott in solchem Wort, Gespräch und Gedanken „gar brünstig ist, daß er sonst nichts anders davor gedenkt". Ein Mensch legt seines Herzens Meinung und Gesinnung, legt gleichsam sein ganzes Herz, seine ganze Person in das Wort, nur daß er eben diesem Wort kein persönliches Leben verleihen kann. Sonderlich wenn ein Mensch von Gedanken der Liebe oder des Zorns, der Freude oder des Leids bewegt wird, so wird sein ganzes Herz von diesen Gedanken eingenommen, „daß er sonst nichts sieht, hört, fühlt, ja oft nicht weiß, wo er ist". Also legt Gott sich selbst, sein ganzes Wesen, und zwar wirklich und eigentlich, in das Wort, das persönliche Wort, theilt demselben seine Natur, sein ganzes Leben und Wesen mit. Und so ist Gott gleichsam ganz von dem Wort eingenommen, und das Wort ist „so erfüllt und groß und vollkommen, als Gott selber". Zu den Attributen der göttlichen Natur und Majestät, dadurch Gott sich von den geschaffenen Menschen unterscheidet, gehört, wie Luther in Obigem hervorhebt, auch dies: „Was Gott ist, das ist er von ihm selber von Ewigkeit." Das gilt also auch von dem Wort, welchem kein Prädikat der Gottheit abgeht, welches ebenso groß und vollkommen ist, als Gott selber.

Was in dem Begriff „Logos" liegt, wird nun auch in den drei Aussagen Joh. 1, 1. dem Logos ausdrücklich zugeschrieben. „Im Anfang war das Wort." Das Wort war schon, da Himmel und Erde wurden, war vor der Welt, vor der Zeit der Welt. Das Wort ist ewig und darum gleich ewig mit dem Vater, sintemal es in der Ewigkeit kein prius und posterius gibt. „Und das Wort war bei Gott." Das ist der adäquate Ausdruck für das Verhältniß des Worts zum Vater, und das ist hiernach ein Coordinationsverhältniß. Das Wort ist nicht unter Gott, sondern bei Gott. Das Wort ist eine selbständige ewige Person, und steht dem Vater ebenbürtig zur Seite. „Und Gott war das Wort." Es ist Thorheit, wenn man hier daran erinnert, daß Christus wohl im Prädikate, aber nicht im Subjecte Gott heiße, daß er θεός, aber nicht ὁ θεός genannt werde, und damit beweisen will, daß das Wort doch nicht in gleichem Grad Gott sei, wie der, welchem der Titel ὁ θεός beigelegt wird. Es soll hier eben von dem ewigen Wort, welches bei Gott ist, prädicirt werden, was es ist, welches seine Art und Natur ist. Da war nur der Ausdruck θεός am Platze. Es wäre ja auch sinnverwirrend, wenn das Wort hier ὁ θεός genannt würde, da Joh. 1, 1. ὁ θεός unterscheidende Bezeichnung der ersten Person der Gottheit ist. Das Wort ist Gott von Art und Natur. Und sintemal es nur ein einiges, einziges, ungetheiltes göttliches Wesen gibt, so ist das Wort in demselben Sinn, in demselben Maß und Umfang Gott, wie Gott, der Vater.

Es entspricht freilich der Art des Worts, in welchem Gott sich selbst, seinem eigenen Wesen Ausdruck gegeben, daß Gott nun auch durch das Wort sich nach außen offenbart, daß Gott durch das ewige Wort alle Dinge gemacht hat, wie der Evangelist Johannes im Folgenden ausführt. Aber auch in den folgenden Aussagen, in denen dem Wort die Schöpfung der Welt und schlechtweg das Leben zugeschrieben wird, „In ihm war das Leben", sowie mit der Benennung des Worts als „des Worts des Lebens", 1 Joh. 1, 1., wird das Wort als der einige, wahre, lebendige Gott characterisirt, welcher ursprünglich das Leben in sich selber hat und darum Andern das Leben mittheilt. Und eben dieser Logos, welcher in nichts geringer ist, als der Vater, ist das Licht, das Heil der Menschen. Durch ihn ist die Gnade und Wahrheit geworden. Die armen Sünder können und sollen sich von Herzen der Gnade JEsu Christi trösten, denn es ist das Heil Gottes. In dem Logos ist Heil, dieweil der Logos wahrhaftiger Gott ist und das Heil der Menschen allein bei Gott steht.

Ein ähnliches Gleichniß, wie das vom Wort, ist das vom Glanz und Ebenbild. Christus heißt Col. 1, 15 „das Ebenbild (εἰκών) des unsichtbaren Gottes", Hebr. 1, 3. „der Glanz seiner Herrlichkeit und das Ebenbild seines Wesens", ἀπαύγασμα τῆς δόξης καὶ χαρακτὴρ τῆς ὑποστάσεως αὐτοῦ. Die Subordinatianer schlagen aus der Rede vom Urbild und Ebenbild für ihre Sache viel Capital und wenden dieselbe dahin, daß sie das Urbild als Ur-Ich, Urpersönlichkeit und die Gottheit des Sohnes als eine abgeleitete und abhängige Gottheit sich vorstellen und darstellen.

Den rechten Verstand der angeführten Schriftausdrücke geben wir auch hier zunächst mit Worten Luthers wieder. Derselbe läßt sich in seiner Kirchenpostille, St. Louiser Ausg. XII. 158—161, also vernehmen:

„Hier drückt er aus, so viel es möglich ist, mit etlichen Gleichnissen, wie Christus eine andere Person denn der Vater, und doch ein einiger, wahrhaftiger, natürlicher Gott sei. Aber die deutschen und lateinischen Worte erlangen nicht die griechischen Worte des Apostels genugsam. Einen solchen ‚Glanz' nennt er ihn, der da ausgeht von der Klarheit des Vaters; als da ist die aufgehende Morgenröthe von der Sonne, welcher die ganze Sonne mit sich und bei sich hat, und nicht ein Stück des Glanzes, sondern der ganze Glanz der ganzen Sonne, von der Sonne leuchtend und an der Sonne bleibend. Auf daß also mit einem Worte werde verstanden die Geburt, die Einigkeit der Natur, der Unterschied der Personen; denn Christus wird ohn Unterlaß ewiglich geboren vom Vater, geht immer aus, wie die Sonne am Morgen, und nicht am Mittag oder Abend. Und ist ja nicht der Vater nach der Person; wie der Glanz nicht ist die Sonne: und ist doch bei dem Vater und in dem Vater, weder zuvor noch darnach, sondern gleich ewig mit ihm und in ihm, wie der Glanz zugleich mit und in und an der Sonne ist.

Auch so nennt er die Klarheit des Vaters doxa, das heißt eigentlich Ehre oder Herrlichkeit, darum daß die göttliche Natur eitel Herrlichkeit und

Ehre ist, als die alles von sich selbst, nichts von jemand hat, sich von sich selbst rühmen und ehren mag. Nun spricht er, Christus sei ein ganzer Schein, ein voller Glanz seiner Ehren, das ist, daß er auch in sich selbst die ganze Gottheit hat, und alles deß sich rühmen und gloriren mag, deß der Vater; ohne daß er vom Vater, und der Vater nicht von ihm solches hat. Er ist der ausgehende Glanz der väterlichen Ehre, das ist, er ist eingeborner Gott, und nicht der gebärende Gott, doch voller und ganzer Gott, wie und als der Vater.

Siehe, solche Weise zu reden gebraucht die Schrift nicht von den Heiligen, die auch wohl Gottes Ehre sind, daß ist, Gott zu Ehren gemacht und geschaffen. Aber hier, da er sagt, Christus sei ein Schein der väterlichen Ehre, zwingen die Worte dahin, daß die väterliche Ehre sei im selben Glanz, sonst hieß es nicht seiner Ehren Glanz. Und was soll ich sagen? Diese Worte wollen mehr mit dem Herzen verstanden, denn mit Zungen oder Federn ausgedrückt werden. Sie sind an sich selbst klarer denn alle Glossen, und je mehr man sie glossirt, je finsterer sie werden. Das ist die Summa davon: In Christo ist die ganze Gottheit, und ihm gebühret alle Ehre als einem Gott; doch daß er dieselbe nicht von sich selbst, sondern vom Vater habe. Das ist so viel gesagt: zwo Personen, Ein Gott. Denn vom Heiligen Geist redet er an diesem Orte nicht, welcher auch leichtlich geglaubt wird, wenn der Mensch so weit gebracht wird, daß er zwo Personen mag für Einen Gott halten.

Das andere Gleichniß, daß er ihn nennt ein Bild oder Zeichen seines Wesens. Ich muß doch Urlaub nehmen, grob und deutlich zu reden. Wenn nach einem Menschen wird ein Bild gemacht, so ist dasselbe Bild nicht ein Bild des Menschen Wesens oder Natur; denn es ist nicht ein Mensch, sondern Stein oder Holz, und ist ein Bild des steinernen oder hölzernen Wesens, nach dem Menschen gemacht. Wenn ich aber könnte des Menschen Wesen nehmen, wie der Töpfer den Thon, und daraus ein Bild machen, das zugleich des Menschen Bild wäre, und auch menschlich Wesen oder Natur in sich ganz begriffe, siehe, das wäre ein wesentlich Bild oder ein Bild des menschlichen Wesens. Solch Bild ist in keiner Creatur; denn alle Bilder, die da gemacht werden, sind eines andern Wesens und Natur, denn das, deß Bild sie sind. Aber allhier ist der Sohn ein solches Bild väterliches Wesens, daß das väterliche Wesen ist das Bild selbst; und wenn sich's also geziemete zu reden, das Bild ist aus dem väterlichen Wesen gemacht, daß es nicht allein dem Vater gleich und ähnlich ist, sondern auch sein ganzes Wesen und Natur völliglich in sich begreift. Wie auch vom Glanz der Glorien zu sagen ist, daß der Glanz aus der Ehre gemacht ist, und nicht allein ihr gleich ist, sondern ganz und natürlich in sich hat, daß Glanz und Ehre Ein Ding sind.

Nun siehe, wie ich sage von einem Menschenbild: das ist ein hölzern oder steinern Bild; also sage ich: Christus ist ein göttern Bild, daß so wahr als jenes Bild Holz ist, so wahr ist dies Bild Gott. Darum nennt ihn

St. Paulus ein Bild des lebendigen und unsichtlichen Gottes. Nun, im hölzernen Bilde fehlt diese Vollkommenheit. Denn ob's wohl ein hölzern Bild ist, so ist's doch nicht des Holzes Bild, sondern des Menschen, zeigt auch nicht das Holz, sondern den Menschen an. Wiederum, ob der Mensch wohl im Holz gebildet wird, so ist er doch nicht Holz, und sein Wesen ist etwas anderes, denn das Wesen, darin sein Bild ist, und in allen Creaturen ist das Bild eines andern Wesens, denn der, deß Bild es ist, und ist kein Bild des Wesens zu finden. Aber allhier ist das Bild und der, deß Bild es ist, Eines Wesens, ohne daß der Vater nicht ein Bild ist; denn er nicht vom Sohne oder nach dem Sohn, sondern der Sohn von dem Vater und nach dem Vater gebildet ist, in einem einfältigen, natürlichen, göttlichen Wesen.

Solche Vollkommenheit fehlt auch an der Sonne und ihrem Glanz. Denn die Sonne hat eine eigene Klarheit für sich selbst, der Glanz auch für sich selbst, obwohl der Glanz von der Sonne das Seine hat. Aber allhier ist der Glanz also der Klarheit, daß aus der Klarheit, daß ich also sage, der Glanz gemacht oder genaturet ist, und die Klarheit ganz wesentlich der Glanz selbst ist, ohne daß der Glanz nicht von sich selbst, sondern von der väterlichen Klarheit also genaturet ist.

Nun siehe, noch sind die Worte an sich selbst klarer, denn diese Auslegung. Es lautet je klar genug, daß er sagt: ‚Ein Bild seines Wesens', ‚ein Schein seiner Ehre', so der Mund darnach hier stille schweigt und das Herz drauf denken läßt; und ist die hebräische Weise also zu reden: pauperes sanctorum, i. pauperes sancti; virtus Dei, i. virtus Deus; sic, character substantiae, i. character substantia, subsistens et ipsemet Deus; sic, splendor gloriae, i. splendor gloria ipsa; wie die Lateinischen das wohl fassen mögen, aber den Deutschen und Einfältigen sei genug, daß, wie sie ein Bild des Goldes nennen, darum daß es aus Gold gemacht ist, also sollen sie auch Christum ein Bild Gottes des Vaters nennen, darum daß er ganz von Gott und aus Gott genaturet und außer ihm kein Gott ist; ohne daß er solche Gottheit und Bild vom Vater, als der ersten Person, hat, und beide Ein Gott sind. Und das hier fehlet in der Creatur; denn das güldene Bild zeigt nicht seine Goldnatur, sondern eine fremde Natur des Menschen. Darum ob's wohl ein gülden Bild ist, so ist's doch nicht ein Bild des Goldes eigenen Wesens. Denn Gold müßte man mit einem andern Bilde zeigen als durch Goldfarbe, oder sonst mit etwas, das nicht Gold ist. Aber hier ist das Bild auch das Wesen selbst, deß Bild es ist, und darf keines andern Bildes, denn seines eigenen. Hier ist Glaube noth, und nicht viel scharfes Speculiren, die Worte sind klar, gewiß und stark genug. Welchem diese Worte nicht sagen die Gottheit Christi, dem wird's niemand sagen. Er nennt ihn auch nicht ein schlecht, gemein Bild, sondern character, das ist, ein eigen Bild, das niemand anders eben ist, gleichwie die Conterfeibilder sind. Also auch nicht ein gemein Bild, sondern apau-

gasma, einen eigentlichen Schein, der sonst niemand eben sei, denn der Klarheit, davon er ausgeht."

Luther präcisirt auch hier scharf und genau den Vergleichungspunkt. Wenn wir zum Himmel aufschauen und in die Sonne sehen, so sehen wir den Glanz der Sonne, und in und mit dem Glanz fällt das volle Licht der Sonne uns in die Augen. So ist Christus des väterlichen Lichtes Glanz. Die ganze Klarheit, Ehre, Herrlichkeit, Majestät des Vaters leuchtet in und aus dem Sohne. „Die väterliche Ehre ist im selben Glanz." Ein Maler, welcher eine menschliche Person portraitirt, bemüht sich, alle einzelnen Gesichtszüge dieser Person, auch die feinsten, genau wiederzugeben. Wenn wir das Bild eines Menschen, wenn wir eine Münze, welcher das Bild des Landesherrn aufgeprägt ist, betrachten, bekommen wir eine Vorstellung davon, wie dieselbe aussieht und gestaltet ist. In einem gelungenen Bild und Gepräge tritt uns die betreffende Person, wie sie leibt und lebt, vor Augen. So ist Christus Gottes Bild und Gepräge. Das göttliche Wesen selbst ist ihm eingeprägt (χαρακτήρ). Alle einzelnen Züge, das ist Eigenschaften Gottes, keine ausgenommen, finden sich in diesem göttlichen Ebenbilde. Mit andern Worten: Christus hat, wie Luther hervorhebt, „die ganze Gottheit in sich selbst", ist „voller und ganzer Gott, wie der Vater", so daß „außer ihm kein Gott ist". Was der Sohn Gottes ist und hat, das hat er vom Vater, er geht vom Vater aus, ist der Glanz, der vom Vater ausstrahlt. Gleichwohl mangelt ihm nichts, auch nicht das Geringste, von der göttlichen Ehre und Herrlichkeit. Wie der Vater, „mag er sich von sich selbst rühmen und ehren", rühmt sich nicht eines Andern. Allerdings würde sich eine Ungleichheit zwischen Sohn und Vater ergeben, wollte man das, was vom creatürlichen Glanz und Bild eines Menschen gilt, in aller und jeder Beziehung auf das Geheimniß der heiligen Dreieinigkeit übertragen. Aber das ist eben nun das dissimile in dem simile, daß, während der Glanz der Sonne nicht der Lichtkörper selber ist, sondern eben nur ein Reflex des Lichts, während das Bild eines Menschen eben nur ein gemaltes Bild oder aus Holz oder Stein gemacht und nicht Fleisch und Blut ist, der Glanz des himmlischen Vaters, das Ebenbild des unsichtbaren Gottes Natur und Wesen Gottes in sich begreift, selber wahrhaftiger Gott ist. Auch wenn man nicht mit Luther τῆς ὑποστάσεως αὐτοῦ Hebr. 1, 3. als Genitiv der Apposition faßt, vielmehr als Genitiv des Subjects, gibt sich das „Bild" oder „Gepräge seines Wesens" doch als „ein wesentlich Bild", als „ein göttern Bild", das „aus Gott genaturet" ist. Denn das ist ja außer Zweifel, daß der Christus, von welchem die Schrift redet, eine selbständige lebendige Person ist, und mit den Titeln „Glanz Gottes", „Ebenbild Gottes" wird nun hervorgehoben, daß eben diese Person alle Züge der Gottheit, alle characteristischen Merkmale und Eigenschaften Gottes an sich sehen läßt, also die volle Natur, das ganze Wesen Gottes in sich faßt, also gleich dem Vater wesentlicher, wahrhaftiger Gott ist und „alles deß sich rühmen und gloriren mag, deß der Vater".

Wir weisen noch darauf hin, daß von dem Christus, welcher „das Ebenbild des unsichtbaren Gottes" heißt, weiter ausgesagt wird, daß Alles durch ihn und zu ihm geschaffen ist, daß er vor Allen ist und Alles in ihm besteht. Col. 1, 16. 17. Christus, das Ebenbild des Vaters, ist, wie der Vater, der Schöpfer und Erhalter aller Dinge. Und an diesem Christus haben wir „die Erlösung durch sein Blut, nämlich die Vergebung der Sünden". Col. 1, 14. Gott selbst, die ganze, volle Gottheit, Gottes Blut liegt in der Wagschale. So ruht der Trost der Erlösung, der Vergebung der Sünden auf unerschütterlichem Grunde. G. St.

(Fortsetzung folgt.)

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. America.

Generalsynode. Im Jahre 1831 kündigte Dr. John G. Morris in der ersten Nummer des "Lutheran Observer" die Lehrstellung der Generalsynode mit folgenden Worten an: „Denen, die uns nicht kennen, möchten wir bloß sagen, daß wir die großen Lehren der Reformation führen, und daß es unsere Aufgabe sein wird, dieselben zu vertreten, wie sie wesentlich (substantially) in der Augsburgischen Confession vorgetragen sind; doch wird die heilige Schrift die einzige Richtschnur unsers Gewissens sein. Obwohl das Blatt — 'Lutheran Observer' — den Sondernamen unserer Kirche führt, so wollen wir doch nicht, daß dasselbe betrachtet werde als eine ausschließliche Parteipublication (exclusively partisan publication). Unser Verlangen geht dahin, mit allen Gemeinschaft, Communion, zu pflegen, welche den HErrn JEsum aufrichtig lieb haben; und obwohl die Angelegenheiten unserer eigenen Kirche den größten Theil unsers Blattes einnehmen werden, so wird dies doch nicht darum geschehen, weil wir glauben, daß vor allen andern wir der Tempel des HErrn sind." — Ueber diese Erklärung ist Butler ganz entzückt. Er citirt dieselbe im "Observer" vom 22. December 1893 und schreibt: „Sei es mir gestattet, meinem ehrwürdigen und geachteten Bruder Dr. Morris, der eben auf seinem Wege zur ‚ewigen Stadt' seinen neunzigsten Meilenstein zurückgelegt hat, meine Glückwünsche auszusprechen zu dieser klaren und kräftigen Beschreibung des Lutherthums der Generalsynode. Obwohl im Jahre 1831 geschrieben, könnte dieselbe doch jetzt in 1893 selbst durch seine — Morris — gewandte und tüchtige Feder nicht verbessert werden. Sechzig Jahre und mehr haben diese großartige, schriftgemäße, evangelische, lutherische, katholische und brüderliche Grundlage unserer Generalsynode nicht verändert. Meine eigene Ueberzeugung ist nicht bloß unverändert geblieben, sondern vertieft sich, daß alle die, welche den HErrn JEsum aufrichtig lieb haben, Schulter an Schulter mit uns stehen können auf dieser 'platform', wie sie Dr. Morris vor mehr als sechzig Jahren bestimmt hat. Seiner Katholicität wegen war er nicht weniger treu lutherisch (he was none the less loyally Lutheran because of his catholicity), denn der 'Lutheran Observer' vertrat und vertritt damals wie jetzt und jetzt wie damals die großen Lehren der Reformation, wie sie wesentlich in der Augsburgischen Confession niedergelegt sind." — Je weniger der "Observer" vom wahren Lutherthum vertritt, desto voller nimmt er den Mund. Es geht ihm

wie den leeren Fässern: die klingen am lautesten. Treu lutherisch, loyally Lutheran, wäre die Generalsynode nur dann, wenn sie mit unsern Vätern in der Concordienformel erklären würde, daß sie von der Augustana weder in rebus noch in phrasibus abweichen wolle. F. B.

Vertreter der General-Synode und des General Council waren am 18. Januar in Philadelphia versammelt, um über die Möglichkeit gemeinsamer kirchlicher Arbeit zu berathen. Die Vorschläge des Vertreters der General-Synode (Dr. Hamma) gingen dahin, über die Lehrdifferenzen hinweg sich die Hände zu gemeinschaftlicher Arbeit in der inneren und äußeren Mission zu reichen. Die Vertreter des Council, in deren Namen Dr. Jacobs das Wort führte, waren nicht bereit, auf diese Vorschläge einzugehen, sondern meinten, es könne bei den Verhandlungen über gemeinsame kirchliche Arbeit von der Erörterung der Lehrstellung der beiden Körper unmöglich ganz abgesehen werden. Man beschränkte sich unter diesen Umständen auf einige Empfehlungen: 1. die Errichtung von Gegengemeinden soll möglichst vermieden werden. Doch lasse sich hier keine feste Regel aufstellen, so lange eine Differenz in der Lehre bestehe; 2. die Missionare in Indien sollen zusammenwirken und einander helfen, so weit ihnen dies die Treue gegen die Bekenntnißstellung der beiden Körper gestatte; 3. bei den nothwendigen Lehrkämpfen soll alle unnöthige Bitterkeit vermieden werden. Doch wurde auch daran erinnert, "the good soldier of Jesus Christ in both bodies must become accustomed to many blows, or retire from the field." Schließlich wurde noch beschlossen, daß nichts in diesen Verhandlungen so ausgelegt werden solle, als ob es ein Preisgeben (compromise or surrender) der Lehrstellung der vertretenen Körper involvire. F. P.

Canada-Synode und falsche Lehre vom Antichrist. Im Kirchenblatt der Canada-Synode vom 4. Januar 1894 heißt es: „Wer ist der Antichrist? Man [wer?] hat sehr verschiedene Antwort darauf gegeben. Einige, besonders manche [!] ältere Lehrer der lutherischen Kirche, haben geglaubt, daß man im Pabst der römischen Kirche die Offenbarung des persönlichen endlichen Antichrists habe. Daß das ungenau ist, ist jetzt von den protestantischen Theologen unserer Zeit allgemein [?] anerkannt. Es war ja übrigens ganz natürlich, daß manche von den lutherischen Lehrern wegen der Stellung, die der Pabst zur Reformation einnahm, geneigt waren, ihn als den Antichrist zu betrachten; es ist das auch insofern richtig, als der Pabst als einer der hervortretenden Antichristen angesehen werden muß." — Wie es mit dem Antichrist sein werde, darüber schreibt das Blatt weiter: „Die vergangenen Jahrhunderte hindurch seit dem Beginn der ‚letzten Stunde' hat Satan mehr und mehr die ‚Kräfte der Sünde' gesammelt, ‚die kräftigen Irrthümer', die ‚zahlreichen Lügengeister', damit sie sich vereinen in einer ausgeprägten Persönlichkeit, in welcher die Vergötterung eines Menschengeistes und die Herrschaft des Fleisches ihren Höhepunkt erreicht haben. Alles Antichristliche bis zu diesem letzten entscheidenden Kampfe betrachten die Apostel nur als Vorbereitungen, Vorboten und Vorspiel dessen, was kommen wird. Wenn dann die Zeit reif ist und das Verderben seinen Höhepunkt erreicht, tritt der endliche persönliche Antichrist hervor als ‚der Mensch der Sünde' im besonderen Maß, als das in jeder Beziehung ausgeprägte ‚Kind des Verderbens'. Dann wird es jubelnd auf den Thron der Lästerung erhoben und als Oberhaupt der Menschheit gekrönt; der Herrscherstab der Bruderschaft wird in seine Hand gelegt; die geheimnißvollen Kräfte der Natur sind die Zügel, mit denen er das Geschlecht lenkt [!?]; er ‚setzt sich in den Tempel Gottes, als ein Gott, und gibt sich vor, er sei Gott'. Dann hat die Menschenvergötterung ihre Höhe und ihren Gipfelpunkt erreicht, dann ist das Maß der Gottlosigkeit voll bis zum obersten Rande;

die Schale des Gotteszornes wird ausgegossen über die verderbte Welt. Dann kommt der Tag des Gerichts mit der Welt Ende, dann wird die Gerichtsposaune ertönen und Gottes Sohn wird erscheinen in der Wolke mit großer Kraft und Herrlichkeit; er wird den Antichrist umbringen ‚mit dem Geist seines Mundes und wird seiner ein Ende machen durch die Erscheinung seiner Zukunft', 2 Thess. 2, 4." — Das ist ein Stück importirter moderner Weisheit. Man muß sich wundern, wie schwärmerisch selbst Lutheraner sein können und wie blind in ihrem geistlichen Urtheil. Wer die Schrift kennt und den Pabst kennt und seine eigenen Träume nicht in die Schrift hinein trägt, wird gar nicht anders als mit unserm lutherischen Bekenntniß urtheilen können, daß der Pabst „der rechte Endechrist oder Widerchrist, ipse verus antichristus", sei. F. B.

Bekehrung der Methodisten. In methodistischen Blättern kann man jetzt Klagen lesen, daß die Bekehrungen in ihrer Mitte höchst oberflächlich seien. „Selbst" — so schreibt der „Familienfreund" — „selbst so an ihrer Echtheit nicht zu zweifeln, so offenbaren sich dieselben doch nicht so kräftiglich wie ehedem. Wer wüßte heutzutage von so gewaltigem Ergriffenwerden während der Predigt, daß der Zuhörer laut aufschreit, oder hinfällt; übermannt vom Bewußtsein der Schuld, temporär bewußtlos daliegt, oder, sich wie ein Wurm krümmend, kläglich um Erbarmen flehend — wer wüßte von solchen Vorgängen während oder nach der Predigt? Es finden Bekehrungen statt — nach der gewohnten Schablone; aber die Bekehrten bleiben vielfach verkehrt. Trotz Bekehrung mögen sie nicht öffentlich beten, nicht JEsum mit Wort und Wandel bekennen, nehmen kein lebendiges Interesse an den Dingen Zions. Doch wollen wir ihre Bekehrung nicht als unecht hinstellen. Sie ist echt, so weit sie reicht." — So viel wir wissen, fehlt es auch heute, zumal auf dem Lande, am Aufschreien, Hinfallen, Bewußtlos-Daliegen, Stampfen und Springen nicht. Ob das zur Bekehrung gehöre, und ob solche Bekehrungen „gründlicher" seien als die nach der „gewohnten Schablone", ist freilich eine andere Frage. — Die Abnahme dieser „heiligen Raserei" suchen die Methodisten in verschiedenen Ursachen. Die Einen sagen, die Ursache sei die, daß die Zuhörer unserer Zeit nicht so von Sünden umgarnt seien, wie jene in früherer Zeit. Die Andern sagen, es herrsche jetzt mehr Bildung als früher und verurtheilen damit das Springen und Schreien von früher als einen Ausfluß des Barbarismus und nicht des Christenthums. Wieder andere sagen, stille Wasser seien tief, auch ohne auffällige Demonstrationen möge das Gnadenwerk echt sein. Aber davon will der „Familienfreund" nichts wissen. „Sage man" — spricht er — „was man will, wo wahre Bekehrung, da herrscht eine heilige Raserei: Paule, du rasest! Jene mit dem Heiligen Geist erfüllten Jünger erschienen den Juden wie solche, die voll süßen Weins." Der „Kirchenfreund" selber sucht den Mangel an „gründlicher" Bekehrung in dem Mangel an „gründlichen" Predigten. — Wenn der „Kirchenfreund" dafür gesagt hätte: Der Mangel an wahrer Bekehrung liegt an dem Mangel an rechter Predigt, so wäre das richtig. Halbe Bekehrungen gibt es nicht. Und die Predigt, welche die Bekehrung wirkt, muß die reine sein, die Gesetz und Evangelium recht theilt. F. B.

Erziehung. Depew, der bekannte Eisenbahnmagnat, hielt neulich eine Rede zum 25jährigen Jubiläum der Universität zu Ithaka, N. Y., und führte den Gedanken aus: Früher hätten die höheren Bildungsanstalten den Menschen für die andere Welt erziehen wollen, jetzt aber seien sie zu der richtigen Erkenntniß gekommen, daß sie den Menschen nur für dieses Leben zu erziehen hätten. — Depew trifft den Nagel auf den Kopf. Früher war in der Regel allerdings das Ziel der Erziehung der ernste, gewissenhafte Christ und jetzt rühmt man als das Ziel derselben den gewinn- und genußsüchtigen Weltmenschen. Was ist aber das Resultat dieser beiden Erziehungs-

weisen? — Eben weil die alte Methode den Menschen für die andere Welt erzieht, so macht sie ihn auch zum gewissenhaften Bürger in dieser Welt. Und gerade deshalb, weil die neue Methode nicht für die andere Welt erziehen will, so zieht sie auch für diese Welt, so viel an der Methode liegt, nur selbstsüchtige, unzuverlässige Bürger groß, ja, Betrüger und Verbrecher, Leuteschinder, Socialisten und Communisten, lauter Leute aus der neuen Schule, die von einer andern Welt nichts wissen wollen.

F. B.

Den Unterschied zwischen Katholicismus und Protestantismus gibt das Organ des Cardinal Gibbons, "Catholic Mirror", so an: „Wie der Katholik in geistlicher" (und nach Aussprachen gerade auch der letzten Päbste in bürgerlicher) „Beziehung sein Urtheil mit unbedingtem Vertrauen, ohne Rückhalt, der Stimme der Kirche" (das ist des Pabstes) „unterordnet, so erkennt der Protestant keinen Lehrer außer der Bibel an. Sein ganzes Geistesleben fließt aus der Bibel. Sie ist für ihn die Stimme Gottes, welche durch diesen geisterfüllten Lehrer zu ihm spricht . . . Die Bibel, die ganze Bibel, und nichts als die Bibel ist die Religion der Protestanten . . . Es ist demnach eine unbestreitbare Thatsache, daß nur die Bibel der Lehrer der protestantischen Christenheit ist." — Dem "Catholic Mirror" zufolge ist sonach der Unterschied zwischen Protestantismus und Katholicismus dieser: Der rechte Protestant glaubt in geistlichen Sachen nur dem Worte Gottes, und der rechte Katholik thut das nicht, sondern glaubt blindlings dem Worte des Pabstes. Der Protestant sitzt in der Schrift, und der Katholik im Sumpfe päbstischer Satzungen. Der Protestant wird geweidet auf der grünen Aue des göttlichen Wortes, und der Katholik füllt seinen Bauch auf den Stoppelfeldern päbstischer Irrthümer. Der Protestant folgt in seinem Glauben allein Gotte, der nicht lügen kann, und der Katholik folgt dem Pabste, der ein Mensch, ein verlogener, ja, der verlogenste Mensch unter der Sonne ist. That's the long and short of it.

F. B.

II. Ausland.

Aus Hannover. Am 24. December v. J. starb in Hannover der Präsident des Landesconsistoriums und das Mitglied des Staatsraths, Dr. jur., Dr. theol. und Dr. phil. Otto Mejer. Derselbe war im Jahre 1818 zu Zellerfeld als Sohn des Obergerichtsraths Mejer geboren. Nach beendigtem juristischen Studium habilitirte er sich im Jahre 1842 als Privatdocent des Kirchenrechts an der Universität Göttingen und machte sich hier durch Herausgabe seiner auf echt lutherischer Grundlage ruhenden „Institutionen des gemeinen deutschen Kirchenrechts" bekannt. In Folge dieser Arbeit wurde er schon im Jahre 1847 zum außerordentlichen Professor der Rechte in Göttingen ernannt und noch in demselben Jahre erhielt er einen Ruf als ordentlicher Professor nach Königsberg. Hier gab er in dem Umsturzjahre 1848 die Flugschrift „Die deutsche Kirchenfreiheit und die künftige katholische Partei" heraus, in welcher er mit außerordentlicher Klarheit das Verhältniß des Katholicismus zum Staatsleben beleuchtete und den späteren Kampf des Staates mit der katholischen Kirche als einen unausbleiblichen voraussagte. 1850 wurde er Professor in Greifswald und schon im folgenden Jahre nach Rostock berufen, wo er zugleich das Amt eines Universitäts-Bibliothekars bekleidete. Seine eingehenden Studien auf dem Gebiete der katholischen Kirche führten ihn hier zur Veröffentlichung der Schrift „Die Propaganda, ihre Provinzen und ihr Recht", durch welche er aus bisher fast unbekannten Quellen einen Einblick in die Thätigkeit der zur Einigung und Festigung des katholischen Missionswesens vom Pabste Gregor XV. gegründeten sogenannten „Propaganda" eröffnete. Bald darauf entschloß er sich

in Gemeinschaft mit dem Oberconsistorialrath Kliefoth in Schwerin zur Herausgabe der in entschieden lutherischem Geiste gehaltenen „Kirchlichen Zeitschrift". Er sagte sich jedoch schon im Jahre 1859 von derselben wieder los, weil Kliefoth in der Lehre vom geistlichen Amte die hochkirchlichen Anschauungen vertrat, nach welcher das geistliche Amt eine unmittelbare göttliche Stiftung und daher für die Existenz der Kirche nothwendig sei, während Mejer in dem Amte nur eine durch Wort und Sacrament bedingte, zu ihrer geordneten Spendung erforderliche und im geistlichen Priesterthum wurzelnde Institution sehen wollte. Letztere Anschauungen vertrat dann Mejer auch in der 1864 von ihm herausgegebenen bedeutungsvollen Schrift „Die Grundlagen des lutherischen Kirchenregiments". Wegen seiner hervorragenden Stellung auf dem Gebiete des Kirchenrechtes wurde er einige Jahre später zur Mitarbeit an den Falk'schen sogenannten „Culturkampfgesetzen" berufen, und die letzteren sind zum wesentlichen Theile durch ihn verfaßt. Im Jahre 1874 wurde Mejer als Professor des Staats- und Kirchenrechts nach Göttingen berufen, und 1885 mit dem Präsidium des hannover'schen Landesconsistoriums bekleidet, in welcher Stellung er bis zu seinem Tode verblieben ist. Ist schon Mejers thätige Antheilnahme am Culturkampfe zu bedauern, so muß, um der Wahrheit willen, auch weiter bezeugt werden, daß er als Präsident des Landesconsistoriums nicht in besonderem Segen für die hannover'sche Landeskirche gewirkt hat. Durch seine ganze Thätigkeit in dieser Beziehung zog sich weit mehr das Bestreben hindurch, unter Berücksichtigung der besonderen schwierigen landeskirchlichen Verhältnisse eine vorsichtig lavirende Haltung zu beachten, als echt lutherische Grundsätze mit voller Entschiedenheit zur Anwendung zu bringen. Daher war er besonders ein Vertreter des Gegensatzes, in den sich das hannover'sche Landesconsistorium gegen die auf eine größere kirchliche Freiheit und Selbständigkeit gerichteten Bestrebungen gestellt hat. Daher ist unter seinem Präsidium so gut wie gar nichts von einem Vorgehen des hannover'schen Landesconsistoriums gegen den unter den hannover'schen Geistlichen sich immer mehr ausbreitenden Ritschlianismus zu Tage getreten. Auch zeigte sich sein Einfluß besonders darin, daß sich die im Jahre 1889 abgehaltene allgemeine lutherische Conferenz keiner Begrüßung des Landesconsistoriums erfreuen durfte, damit sich die einzelnen sogenannten „Richtungen" in der Landeskirche dadurch nicht verletzt fühlten. (A. E. L. K.)

Ueber Mangel und Verleugnung des Apostolicums in der kirchlichen Praxis wurden vor einiger Zeit aus Gotha fast unglaubliche Dinge berichtet. Nach einer Mittheilung der Luthardt'schen Kirchenzeitung soll Gotha in dieser Beziehung nicht vereinzelt dastehen. „So herrscht im Elsaß in dieser Beziehung volle Freiheit", da es „an einer einheitlichen Agende fehlt, in Folge dessen jeder taufen kann, wie er will. Die freisinnigen Geistlichen ignoriren denn auch das Apostolicum gänzlich", ... und „wenn die gottesdienstliche Handlung ein Bekenntniß erfordert, so wird von freisinnigen Predigern an Stelle des Apostolicums eine selbstverfaßte Formel gesetzt". „In Baden ist zwar seit 1876 eine besondere Agende für die Landeskirche vorgeschrieben, allein sie trägt in weitherzigster Toleranz jedem Geschmack Rechnung; das zeigt sich besonders in den Taufformularen, wo neben dem altlutherischen ein sehr modernes Formular steht, welches anzuwenden auch dem Freisinnigsten nicht schwer fallen kann." „In Schleswig-Holstein herrschen gleichfalls laxe Zustände, welche den liberalen Geistlichen große Freiheit gewähren." „Somit", fügt die Luthardt'sche Kirchenzeitung hinzu, „sind es vier Landestheile im Deutschen Reich, welche sich in den traurigen Ruhm theilen, die Fahne des apostolischen Bekenntnisses dem Zeitgeist mehr oder minder preisgegeben zu haben." Und dabei — setzen wir hinzu — gibt es Lutherischseinwollende, welche sich kein Gewissen daraus

machen, innerhalb solcher Kirchengemeinschaften zu bleiben, sondern ihr sündliches Bleiben entweder mit dem Titel „Knechtsgestalt" beschönigen oder aber behaupten, das alles ginge sie gar nichts an, denn sie hätten keine Kirchengemeinschaft mit ihrer Kirchengemeinschaft. (Freikirche.)

Kirchliche Diplomatie. Stadtpfarrer Längin von Karlsruhe hat jüngst im Rathhaussaale daselbst über das „Verhältniß JEsu zu Gott und zur Menschheit" einen öffentlichen Vortrag gehalten. Er erklärt darin, „die Kirche habe kein Recht, von einer Gottheit Christi im realen Sinne zu reden", sondern nur im biblischen Sinne; es sei ein Mißbrauch der Kirche, wenn sie die Gottheit Christi in den Vordergrund stelle, und ein Unrecht, wunderbare Vorgänge bei der Geburt JEsu Christi zu Glaubenssätzen zu stempeln und damit die Gewissen zu belasten, wobei er sich unmittelbar gegen das apostolische Glaubensbekenntniß wandte. Was JEsus ist, sei nicht aus der Ueberlieferung und aus den Bekenntnissen zu erkennen, sondern aus den Selbstzeugnissen JEsu in Wort und That, welche er dann, „im unzweifelhaften Sinne JEsu", wie eben gesagt, erläuterte. Man ist gegen dieses Gebahren Längins um so machtloser, da der Oberkirchenrath vor etwa einem Jahr eine aus der Gemeinde an ihn gelangte, gegen Längin gerichtete Beschwerde abgewiesen hat, indem er erklärte, nur einem auf Abänderung des Bekenntnißstandes etwa gerichteten Antrage entgegentreten zu wollen. Damit hat Längin und jeder, der seinem Beispiel folgen will, festen Boden unter den Füßen. Er hat zwar die verbindliche Kraft der Bekenntnisse offen und bestimmt verneint, aber einen Antrag auf Abänderung des Bekenntnißstandes ja noch nicht gestellt. (A. E. L. K.)

Die „Evangelische Allianz". Weß Geistes Kind diese über alle protestantischen Länder verbreitete Vereinigung sogenannter evangelischer Christen ist, beweisen die Stimmen, welche auf der am 8. November v. J. in Berlin abgehaltenen Versammlung des „Deutschen Zweiges der Evangelischen Allianz" laut wurden. Oberconsistorialrath, Professor v. d. Goltz, hatte den Hauptvortrag über das Thema „Die Gemeinschaft der Heiligen", und führte etwa Folgendes aus: Die „Allianz" steht entschieden auf dem positiven Boden der christlichen Heilslehren, nur ist es schwer, eine befriedigende Formel des Bekenntnisses zu finden. „Die Reformation hat die alte Formulirung der ersten fünf Jahrhunderte einfach übernommen. Aber das genügt heute dem selbständig Denkenden nicht mehr (!)." Die Bekenntnißschriften können zur Beschwichtigung von Gewissensbedenken nicht dienen, eben weil sie bloß die alten Formen übernahmen und daher „eine dem Mittelalter entlehnte Sprechweise haben". In Betreff des Apostolicums gibt er zu, daß es „als ein Kleinod in unsern Gottesdiensten festzuhalten" sei. Allein zu einer abgrenzenden Form zwischen christlich und nicht-christlich genügt es nicht. „Theils enthält es zu wenig, theils zu viel. Es stellt Wesentliches und Minderwesentliches ohne Unterscheidung neben einander. Neue Versuche, ein Glaubensbekenntniß zu formuliren, fanden nicht den consensus ecclesiae." Kurz, „die geschichtliche Entwickelung hat bewiesen, daß formale Autoritäten das Band und die Grenzen der Gemeinschaft der Heiligen nicht bilden können". Die Allianz erstrebe deshalb kein Bekenntniß, sondern sei „ein Versuch, das Wesentliche der christlichen Heilswahrheiten zusammenzufassen". Dieser Geringachtung des Referenten entsprachen auch seine Thesen, in welchen er als eine der Aufgaben der „Allianz" die hinstellt, „gastweise Abendmahls- und Kanzelgemeinschaft aller Denominationen zu erstreben". Alle diese Ausführungen fanden nicht Einen Widerspruch in der Versammlung. Ja, Graf v. Bernstorff, der Vorsitzende, ging noch weiter, indem er direct die Baptisten willkommen hieß. „Ueber den Taufbefehl sind alle Christen einig, aber über die Kindertaufe steht nichts in der Bibel. Warum sollten also nicht die, welche die Kindertaufe für be-

rechtigt halten, Gemeinschaft haben mit denen, die sie nicht anerkennen?" Sehr offen sagte Prof. Dr. Lommatzsch aus Berlin, „die Gemeinschaft bestehe nicht sowohl in einer gemeinsamen Bekenntnißformel, als vielmehr in den gegenseitigen Liebeserweisungen", und Pastor Paul aus Ravenstein betonte, nur „das Bewußtsein, durch JEsu Blut gereinigt zu sein, gebe die rechte Gemeinschaft, die rechte Allianz". In ähnlichem Sinn sprach sich der Director des bischöflich-methodistischen Predigerseminars in Frankfurt a. M., Mann, aus: „Die Theilnehmer kommen nicht als Vertreter ihrer Kirchen, sondern vielmehr als Christen und Erlöste zusammen." Zum Schluß weist der Vorsitzende auf die Nothwendigkeit gegenseitiger Anerkennung hin und protestirt gegen den exclusiven Geist, wie er sich z. B. jüngst seitens einiger Lutheraner in America gegen Stöcker geltend gemacht habe.

Die theologische Jugend Deutschlands wird von der Luthardt'schen Kirchenzeitung folgendermaßen beurtheilt: „Es ist nichts Unbekanntes mehr, daß unsere jungen Theologen zum großen Theil sich von dem Geist der modernen Theologie blenden und in Widerspruch gegen Gottes Wort und die Kirche, wohl auch gegen ihr Gewissen irreleiten lassen. Es kann daher nicht verwundern, wenn auch ‚die Kartellzeitung der akademisch-theologischen Vereine' sich in diesem Fahrwasser bewegt. Ein Aufsatz von Aper in Weimar z. B. weist darin nach, daß ein liberaler Geistlicher die religiösen Bedürfnisse besser befriedigt als ein ‚orthodoxer'. Es sei ein Unterschied zwischen Kanzelverkündigung und Privatmeinung zu machen, das sei nicht Heuchelei, sondern nach dem Wort JEsu zu messen: ‚Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht tragen.' Ein anderer Correspondent, Lietz in Jena, kann den Argumenten Schrempfs nichts entgegensetzen und wünscht, daß die von ihm begonnene ‚gute' Sache endigen möge ‚zum Besten der Wahrheit, zum Besten der Religion, die keine Menschenfurcht kennt'. Noch andere Beweise ließen sich anführen für die beklagenswerthe Stellung der theologischen Jugend, welche einmal nur mit großen Gewissensnöthen in das heilige Amt wird treten können, wenn sie nicht mit Schrempf es vorzieht, lieber den Dienst zu quittiren."

Glaubensverleugnung unter den evangelischen Fürsten. Der Sohn des lutherischen Königs von Griechenland, eines dänischen Prinzen, vermählte sich mit einer Schwester des deutschen Kaisers. Die Kinder dieses Ehepaares werden aber griechisch-katholisch erzogen. Der letzte Sprosse des ruhmreichen evangelischen Hauses Nassau-Oranien, jetzt Erbgroßherzog von Luxemburg, hat bei seiner Vermählung mit einer bourbonischen Prinzessin römisch-katholische Kindererziehung versprochen. Fast alle deutschen evangelischen Prinzessinnen, welche in das russische Fürstenhaus hineinheiratheten, haben ihren Glauben verleugnet und sind zur griechischen Kirche übergetreten. — So gehen die Fürsten mit ihrem Beispiele dem Volke voran, verkaufen um ein Linsengericht ihren allerheiligsten Glauben, brandmarken sich selber als Heuchler, die mit ihrem Glauben schachern, und machen den Protestantismus in den Augen der Feinde verächtlich. Das ist die natürliche Frucht des Unionismus in der protestantischen Kirche. Dem Unionismus ist die Wahrheit, der Glaube, eine feile Waare, wenn es gilt, äußerlichen Gewinn zu erzielen. Einen rechten lutherischen Christen aber kann nichts in der Welt bewegen, das Recht seiner Erstgeburt zu verkaufen. Ja, er spricht mit Luther: „Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib, laß fahren dahin, sie haben's kein Gewinn, das Reich muß uns doch bleiben." — Die Fürsten und Fürstinnen waren aber in der Regel noch je und je schlechte Vorbilder für die Christen und sind es noch heute. Ist schon nach Luther ein kluger Fürst ein „seltsamer Vogel", so erst recht ein christlicher Fürst. F. B.

Deutschländische Kirchengemeinschaften und auswärtige Gemeinden. Die am 6. November v. J. in Bethlehem eingeweihte Kirche steht unter dem Berliner

Oberkirchenrath, ist also unirt. Im Ganzen stehen unter dem Regiment des preußischen Oberkirchenraths 53 „evangelische" Gemeinden des Auslandes, nämlich in Rumänien, Serbien und Bulgarien 11 Gemeinden mit zusammen 8990 Seelen. Im Orient 7 Gemeinden mit 2089 Seelen (darunter ist Jerusalem mit 162 Seelen). In Südamerica 17 Gemeinden mit 30,085 Seelen. In Italien, Spanien und Portugal 11 Gemeinden mit 4675 Seelen. In den Niederlanden und England 7 Gemeinden mit 3600 Seelen. In Verbindung mit der hannoverschen Landeskirche stehen 8 Gemeinden in Südafrica; 2 Gemeinden in Japan und 2 Gemeinden in Luxemburg stehen mit der Sachsen-Weimarschen Landeskirche in Verbindung, nicht weil, sondern obwohl diese Landeskirche sich noch lutherisch nennt. Mit der sächsischen Landeskirche steht in Verbindung 1 Gemeinde in Chile (Valdivia). Zu diesen von dem „Jahrbuch der Diaspora-Conferenz für das Jahr 1829" angemerkten Gemeinden wäre nach der Angabe Borchards (die deutsche evang. Diaspora, Gotha 1890, I, S. 17) noch hinzuzufügen, daß die auf einer der Hawaii-Inseln, Kauai, seit 1883 bestehende Gemeinde Lihue ebenfalls in einer gewissen Verbindung mit der hannoverschen Landeskirche steht und daß eine neuseeländische Gemeinde Anschluß an Mecklenburg haben soll.

J. F.

Aus Frankreich. Der Haß gegen die Religion in Frankreich, wie ihn der roheste Materialismus groß gezüchtet hat und der Anarchismus frei predigt, hat solche Früchte gezeitigt, daß im feindlichen Lager selbst bedenkliche Stimmen über die eingetretenen Folgen laut werden. Der Socialist Jauers sagte neulich: „Die bürgerliche Republik hat dem Volk den Trost der Religion genommen, ihm aber nicht die Wohlthaten des Socialismus gegeben. Ihr habt die noch übrig gebliebenen Reste der Tradition zerstört. Was habt ihr dafür gethan? Man wird sagen: Das war nur Gewohnheit. Mag sein, allein diese Gewohnheit war für Verschiedene ein Trost und ein Beruhigungsmittel. Ihr habt das alte Lied, welches das menschliche Elend in Schlummer wiegte, unterbrochen, und das menschliche Elend ist schreiend erwacht. Es erscheint nun vor euch und fordert seinen Platz, einen Platz vor aller Augen!" Und Zola, dieser Bannerträger eines wüsten Naturalismus, gesteht: „Dreißig Jahre habe ich für den Positivismus gekämpft; aber jetzt bin ich in meinen Ueberzeugungen wankend geworden. Nur die Religion, nur der Glaube vermag den umstürzlerischen Lehren Einhalt zu thun; aber gegenwärtig ist die Religion ja sozusagen verschwunden. Wer gibt uns neue Ideale?" (A. E. L. K.)

Zur Mission in Japan. Ein americanischer Missionar spricht sich in der neuen Zeitschrift "Japan Evangelist", deren erste Nummer soeben in Yokohama erschienen ist, über die Frage aus, ob die Erlernung des Japanesischen für die Missionare eine Nothwendigkeit sei oder nicht. Er erklärt es für einen verhängnißvollen Irrthum, wenn man gemeint hat, Japan werde seine Sprache aufgeben und dafür das Englische eintauschen. Man könne eine Nation von 40 Millionen und von solcher geschichtlicher Vergangenheit nicht bewegen, ihre Sprache fahren zu lassen. Ein großer Theil der Missionare werde durch die mangelhafte Kenntniß des Japanesischen in der Missionsarbeit fortwährend behindert. Der Schreiber räth daher, daß die angehenden Missionare vor allen Dingen die Sprache des Volkes gründlich lernen.

F. P.